[II.]

# Etui-Bibliothek

der

# Deutschen Classiker.

I
f.

## N°. XCIV.

Christian Garve's Schriften.

Heilbronn,
bey C. C. Strasser.
1827.

[ II. ]

# Etui-Bibliothek

der

# Deutschen Classiker.

7.

## N°. XCIV.

Christian Garve's Schriften.

Heilbronn,
bey C. C. Strasser.
1827.

Christian Garve's

# Schriften.

Im Auszuge.

# Vorwort.

Christian Garve wurde den 7. Januar 1742 zu Breslau geboren. Er ging, nachdem er bey einigen Breslauischen Gelehrten den ersten Unterricht genossen hatte, 1763 nach Frankfurt an der Oder. Nachdem er hier ein Jahr studirt hatte, ging er nach Halle, und legte sich auch hier, wie früher zu Frankfurt, auf Philosophie und Mathematik. Darauf begab er sich nach

Leipzig, wo er in Gellerts Hause wohnte. Nachdem er einige Jahre zu Leipzig Professor der Mathematik und Logik gewesen war, kehrte er, Gesundheitsumstände wegen, 1772 in seine Vaterstadt wieder zurück, wo er bis zu seinem Tode, bey seiner würdigen und edlen Mutter lebte. Er pflegte den vertrautesten Umgang mit den Gelehrten seines Zeitalters, wie mit Gellert, Ernesti, Zollikofer u. A. Auch Friedrich II. liebte diesen vortrefflichen Mann, und er war es, der ihn zu der Uebersetzung der Ciceronischen Schrift von den Pflichten aufforderte, ein Werk, was Tausende belehrt hat. Sein ganzes Leben (sagt Jördens in seinem Lexikon) war den Musen, den Wissenschaften, und vor allem der Wissenschaft der

wahren Lebensweisheit geweiht, die er durch ein weises und tugendhaftes Leben ehrte.

Garve's, durch so viele treffliche Schriften bewährtes Talent in Entwickelung psychologischer und moralischer Begriffe, seine anspruchlose, aber lichtvolle und correcte, Schreibart, sein mit ausgebreiteten historischen, philologischen und andern Kenntnissen verbundener feiner Geschmack, seine Unpartheylichkeit in der Untersuchung anderer philosophischen Systeme, seine ungemeine Bescheidenheit, und die Stärke seines Geistes und Herzens, womit er während der fürchterlichsten Krankheit alle ihre Uebel ertrug, und in seinen philosophischen Arbeiten unermüdet fortfuhr, bestätigen das Urtheil, was

Kant von ihm fällte: Er war ein Philosoph in der ächten Bedeutung des Worts. — Er starb an einem Krebsschaden am 1. December 1798, im 56sten Jahre seines Leben.

# Inhalt.


Seite.

Die Tugend macht den Menschen glücklich . . . . . 1

Ueber fehlschlagende Erwartungen . . 17

Ueber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden . . . . . 47

Lob der Wissenschaften . . . . . 101

# Die Tugend macht den Menschen glücklich.

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplificirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit, oder Verstümmelung der Begriffe, geschehen kann. Mir leuchtete, bey einer neulichen Selbstbetrachtung, folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, dafs ich gereizt wurde, sie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heifst, und was, wenn es sich in Handlungen äufsert, Pflicht genannt wird, läfst sich unter die zwey Gesichtspunkte

bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beyden Sachen, Thun und Leiden, ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Seyn, in so fern wir es gewahr werden — und nur in so fern kömmt es für uns in Betrachtung — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor, und sind uns unserer Thätigkeit bewufst. Daraus entstehen zwey Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine thätige. Zufriedenheit mit unsern Schicksalen scheint mir die erste, Wohlwollen und Gutthätigkeit die zweyte zu seyn. Aus beyden Eigenschaften in ihrem gröfsten Umfange und zusammengenommen, scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzufliefsen. In Ertragung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten, als in den letzten Endpunkten, zusammenzulaufen. Wenn ich mich einer schon etwas ver-

alteten, und, in mancher Absicht, unschicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, dafs das Erstere den Inbegriff unserer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unserer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie den besten, reinsten Begriffen von Gott gemäfs sind. Aber diese Begriffe sagen, dafs alle Eigenheiten unserer Natur, oder unserer Umstände, und alle Veränderungen, die in beyden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben; und dafs Alles, was er macht und zuläfst, im Ganzen das möglich Beste ist. Beruhigung des Gemüths also bey dem Unangenehmen, dafs wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die gröfste, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsere Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem grofsen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beschaffenheiten unserer körperlichen und geistigen Natur, oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlaufs, bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, dafs wir wirklich nichts dabey ändern können, so ist nur Ein Geschäft uns übrig gelassen — dies: unsere Natur so viel, als möglich ist, dabey aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig, als möglich, unterdrücken zu lassen; unsere Freyheit gegen das, was diese Freyheit einschränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch ist dies anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen im unthätigen Zustande, und vornehmlich im Leiden, unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden

Wesen, nach Mafsgabe ihrer Verbindung mit uns, gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund oder die Summe aller rechtmäfsigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehen aus einer Mischung und Vereinigung beyder Tugenden. Es mufs dabey ertragen und es mufs gehandelt; dem Eindrucke des Uebels auf unser Gemüth mufs gesteuert, und Gutes mufs zugleich bewirkt werden. Ja, diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und die thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehn, wo wir grofse Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den Helden diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verliefse, so würde er durch den Aufruhr verdriefslicher oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt, und an der Ausführung seines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäfsigung zu-

sammengesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehn. Die Mäfsigung hört bey dem, von dem Verstande angegebenen, Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bey Endigung des Vergnügens eine verdriefsliche Leere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Unangenehme erträgt, desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäfsigen.

Alles, was in Krankheiten, oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, ist Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabey sich offenbart, ist Heiterkeit, die nur ein gröfserer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleifses bey der Arbeit ist nichts anders, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdriefsliche Empfindung — die Ermüdung — erträgt, und der Treue, wo-

mit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Grofsmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deswegen höher, als andere, geschätzt, weil sich in ihnen jene beyden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise, zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, mufs ein ihm angethanes Uebel mit Gelassenheit ertragen, und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, mufs zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uebel, dem er sich aussetzt, zu mäfsigen wissen.

Und wenn dies sich so verhält, wenn Zufriedenheit und Wohlwollen die beyden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist

auch ohne weitläuftige Beweise klar, dafs Tugend den Menschen, und warum sie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe sind eben so gut für die beyden Hauptarten des glücklichen Zustandes, als für die pflichtmäfsigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen, als den Namen des Vergnügens selbst; aber es ist, in Absicht der Gemüthsstimmung, von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders geniefsen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objecte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unserer angebornen Stimmung ab. Dieser Theil unseres Zustandes ist also nicht in unserer Gewalt: er mufs erwartet, er mufs genossen, oder er mufs ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens

ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüths, mit Vorsatz, dem unwillkührlichen Zustande des Vergnügens oder der Lust (so weit dies geschehen kann) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gesunden: aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gesunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden geniefsen: aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einflufs äufserer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: sie sind unmittelbarer Genufs; sie sind Freude, mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an leblosen Dingen bleibt blofse Empfindung; und heifst deswegen, wenn es ohne Mafs und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wollust. Vergnügen an Menschen, welches Liebe heifst, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu geniefsen. Entweder sind dies Handlungen des denkenden Verstandes, wie beym Umgange, im Gespräche, bey der Mittheilung der Gedanken; oder es sind Handlungen des Herzens, wie bey erwiesenen Wohlthaten oder bey geleisteten Diensten. In allen Aeufserungen der Liebe ist die Befriedigung, welche jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäfs wirksam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenstand auf unsere Empfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Bösewicht hassen: also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äufsersten Verdrufs in ihnen erregen: sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer von Vergnügungen: sie sind gewifs weniger glücklich, als wenn sie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte anwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber, und man wird finden, dafs selbst der Name der erstern Eigenschaften schon etwas Angenehmes, der Name der andern etwas Verdriefsliches und Unglückweissagendes in sich schliefst. Bey der Beobachtung der Gemüthszustände selbst, wird man noch deutlicher entdecken, dafs, von den moralisch schlechtern, Unlust ein Bestandtheil sey; dafs hingegen Stimmung zum Frohseyn oder vermindertes Mifsvergnügen bey den bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, mufs den Zornigen nothwendig zuvor bitter ge-

kränkt, — die, welche grofsmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Versöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen, oder wird dabey vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie dann am leichtesten entstehen und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daseyn eben des Gottes, welchem wir unsere Ungeduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entschlusses — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widersteht — selbst des Ehrgeizes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen: so gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt

des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerey einer melancholisch gewordenen Einbildungskraft — einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist, als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Was bey grofsen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bey den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abscheulichkeit. Es herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verdrusse herstammen und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente, da er sich zum Morde entschliefst oder ihn vollzieht, eine Stimmung zur Fröhlichkeit vorhanden seyn? Mufs man nicht glauben, dafs sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne dafs schon ein stilles Lächeln auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen

oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuwollen), Gutes in seiner eignen Handlung gewahr wird, und in deren Folgen voraussieht, Gutes will und hervorbringt — wie könnten andere, als angenehme, Empfindungen der Seele beywohnen?

Wenn es uns also gelänge, dafs über die unwillkührlichen Eindrücke von aufsen und innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verdriefslich, die Menschen verhafst, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden, die Selbstthätigkeit unserer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewännen: müfste nicht eben diese Bemühung, durch welche wir, nach Aller Geständnifs, die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen?

Ich sehe wohl ein, dafs die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche sich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspunkten, unter welchen sich die Moral, bey der Beobachtung einzelner Menschen und besonderer Fälle, zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unnütz, auch diese eingeschränkten Gesichtspunkte zu sammeln: theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofern sie möglich ist, dereinst richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsere Pflichten, und nach ihrem ganzen Zusammenhange, übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunkt immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondere harmonirt.

Für mich zum Beyspiel hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, dafs meine Pflichten sich in zwey grofse Vorschriften vereinigen: mich von

dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu lassen, und an der Beförderung des Guten, sey es mit noch so eingeschränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

# Ueber fehlschlagende Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig, und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als dafs Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so grofsem Werthe, wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns beyde einbildeten, da wir sie wünschten. Oder, verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bey der Voraussehung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unseres

Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie seyn mögen, doch wegen ihrer Mannichfaltigkeit, oder wegen ihrer Dauer, im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdriefslich, und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen.

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unseres Lebens im Grofsen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen, auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite, oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprachen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder

einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdriefsliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, dafs wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem gröfsern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir geniefsen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines gröfsern Frohsinns. Ich habe Aeltern, zärtliche Aeltern gekannt, die an Einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen, und die doch in der Folge so ruhige und heitere

Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bey solchen Vorfällen im Grofsen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mifsmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsteu Anscheine des Himmels an, und geniefsen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdriefslichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern; und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicklung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, dafs wir die Dinge

zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen; oder liegt es an den Dingen, dafs sie zu unordentlich durch einander laufen, als dafs wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beydes, unter gewissen Einschränkungen, statt.

Es ist richtig, dafs, in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen, ein grofser Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden Einige unaufhörlich darüber klagen hören, indefs sich Andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdrufs oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergröfsern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, dafs in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch,

welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beymessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartung täuschenden Vorfälle — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewifs läfst sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Character der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1) Die Personen, deren Voraussehungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schlufs von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch, in Sachen, wobey er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt, desto richtiger wird er bestimmen können, was

darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen, oder diese Schlüsse, geschehen nicht immer mit vollem Bewufstseyn, und so, dafs man Andern davon in dem Augenblicke Rechenschaft geben könnte; und eben deswegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weit aussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Gröfse ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bey einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bey dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beym Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, dafs Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfter, als andere,

von gleichen Geistesfähigkeiten, in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere seyn, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlafst, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger, als Anfangs, beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bey der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beyden Klassen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bey ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der

beyderseitigen Gründe, eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bey der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bey der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, dafs sie mit Erfindung der Wahrheit geendigt habe. — Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntnifs derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen, oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weifs, der wird wahrscheinlich besser dabey fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr, zu irren, in so fern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der

Denkkraft entsteht, ist in beyden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweyten Falle eigenthümlich. So erblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2) Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagene Erwartungen veranlafst, ist, dafs die Menschen überhaupt zu grofse haben; und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zuviel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu grofs zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so aufserordentlich sie seyn mögen, als wahrscheinlich vor,

wenn man glaubt, dafs man werth sey, dergleichen zu erfahren.

Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen, Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt, oder selbst verachtet seyn: im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, dafs seine Verdienste künftig einmal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis in's eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, dafs es noch einmal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit seyn. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unserer vernünftigen Natur gemäfs, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu

verknüpfen. Nichts desto weniger ist es gewifs, dafs, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deswegen öfter, als Andere, in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bey Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, dafs sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnwitzes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache, hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für

begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bey jenen niedern Graden der Leidenschaft, bey welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung, ihn zu erhalten, erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er, und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je gröfsere Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifenden der Wünsche.

Oft vereinigt sich Beydes: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bey denen, die sich ihres Glückes selbst, als eines Verdienstes, rühmen, und, wie Cäsar, glauben, dafs die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Person und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so

sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich grossen Männern in aufserordentlichen Fällen nützlich seyn, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bey gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders, wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die Meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, dafs in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freygebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht, zu täuschen, welche sie zu diesem

Letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zuviel Gutes zu: sie glauben ehrlicherweise, dafs bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hülfsquellen sich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bey Einigen zu einer schädlichen Thorheit an. Der äufserste Grad davon zeigt sich bey gewissen Halbblödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem grofsen Glücke reden, das ihnen, nach ihrer Meinung, bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bey der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3) den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleifs, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, dafs durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Mafs vergröfsern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht blos fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stofsen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter Griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu

Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will, oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt, der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden seyn.

Indessen ist nicht zu läugnen, dafs, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, dafs die Vermuthungen des einen Menschen, bey gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung, öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die des andern. Daraus entsteht, dafs die Veranstaltungen des einen immer passend sind, und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indefs der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Er-

eignissen im Widerspruche sieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bey gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Causalität der Natur mit dem Principe der Freyheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser, als bey andern zusammen. Sie sind — um mich des Ausdrucks einer veralterten Thorheit zu bedienen — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäfsigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäfs thut, ist schon vor uralten Zeiten bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergröfsert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäfsig ist, als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige

Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bey Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, dafs es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun, und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen, als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet hatten, werden muthiger, und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bey Ausführung, sondern auch bey der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten, wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen, ein grofses Mifstrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine grofse, fremde Gesellschaft tritt. In

der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblicke an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehen ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere und zweydeutigere Ahnungen, als, bey einem ruhigen Zustande des Gemüths, sich von dem Mafse seiner Einsichten erwarten liefse.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äufsern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewifs wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft, als durch sie, erweckt, die Natur der Dinge, oder seine eigene Handlungsweise — die Gesetze, wornach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schliefsen pflegt — zu erfor-

schen, es sey, um die Quelle seiner irrigen Voraussehungen zu entdecken, und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sey, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum Voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen blos von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem grofsen Universum hat seine eigene Natur, seine eigene Laufbahn, so zu sagen — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten: —

zwar Alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, dafs, bey diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander, doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen, und selbst das Wohlseyn eines grofsen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache, mich zu wundern, dafs, bey diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir abhängig, nach ihren eigenen Gesetzen fortwirkt, meine eigenen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntnifs einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äufsere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten Systeme allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabey bestehen. Ja, man kann annehmen, dafs eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte, unter sich und mit unsern Bemühungen,

und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen bestbegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mifslingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schoofs legen, und abwarten, was über ihn kommen werde? — das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — dadurch würde er, mit besserem Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er mufs von den äufsern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äufsern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den

Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleifse, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabey in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, mufs er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewifs ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äufseren Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beyden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen, so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum Voraus gefafst zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bey seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bey sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu

leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäfsigen, durch Beydes werden sein Verstand und sein moralischer Character gewinnen.

Es ist unausbleiblich, dafs, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes, Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtigt glaubt, was zu einem glücklichen Leben, nach seiner Meinung, gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehen, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlseyn berechtigten Geschöpfen steht, und die Unmöglichkeit einsieht, dafs diese alle, in allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theo-

retische Beweise bey weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er mufs Beydes erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zu weit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einflufs des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht blos einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, dafs immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; dafs, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen, und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann,

alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum Voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so grofsen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, dafs er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde und einem mäfsigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewufst wäre. So vergnügt sich

unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die gröfste Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinne fröhlich nach Hause geht.

# Ueber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden.

Es gibt Personen, welche behaupten, dafs man sich und Andern das Vergnügen verdirbt, wenn man die Ursachen davon zergliedert. Für Leser dieser Art kann dieser Aufsatz nichts Anziehendes haben, und ich kann kaum hoffen, ihnen durch irgend eine meiner Schriften zu gefallen, weil ich beynahe nichts weifs, als Empfindungen zu zergliedern, und Ursachen zu bekannten Erscheinungen aufzusuchen. Wenn indefs diese Personen wirklich mit ihren Empfindungen auslangen; wenn die Eindrücke, welche sie von den Dingen unmittelbar, durch

die Einwirkung derselben auf ihren innern oder äufsern Sinn erhalten, so reichhaltig, so mannichfach und so bestimmt, — und wenn die Wiederholungen derselben, welche ihnen die Einbildungskraft verschafft, so getreu und so sehr in ihrer Gewalt sind, dafs ihre Tage mit dem Vergnügen daran ausgefüllt, und doch die übrigen Endzwecke, die ein vernünftiges Wesen bey seinen Vergnügungen hat, erreicht werden, so beneide ich sie. Sie sind Wesen höherer Art, die mit dem Verstande anschauen, oder in deren Anschauungen schon alle Begriffe liegen, welche wir andern, kärglicher von der Natur ausgestatteten, Menschen erst mühsam durch Nachdenken aus ihnen entwickeln müssen. — Wofern sie hingegen sich nur deswegen mit dem Empfinden begnügen, weil sie die Arbeit des Nachdenkens scheuen; wenn sie gar kein Bedürfnifs fühlen, die Zwischenräume zwischen einer angenehmen Empfindung und der andern, die in dem Leben des glücklichsten Menschen oft lang genug sind, mit irgend einer Geistesbeschäftigung auszufüllen; wenn ihnen

blos an dem sinnlichen Genusse, und nichts an dem Vergnügen deutlicher Begriffe und geübter Erkenntnifskraft gelegen ist, so habe ich Mitleiden mit ihnen. Sie kennen die menschliche Glückseligkeit nur zur Hälfte, und verschmähen nur aus Unwissenheit und Trägheit die Erwerbungen des Verstandes.

Zwischen diesen beyden Klassen liegt eine dritte in der Mitte, zu der ich selbst gehöre, und der ich auch allein verständlich zu seyn und zu gefallen, Anspruch mache. Diese empfindet zwar die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, und wird von dem Anmuthigen, wie von dem Schönen, auch unmittelbar gerührt. Aber die sinnlichen Eindrücke sind bey ihr vorübergehend und flüchtig, und sie bedarf des Nachdenkens, um dieselben festzuhalten. Ihre Anschauungen haben Lücken, oder Undeutlichkeiten, und der Verstand mufs dieselben durch Begriffe ergänzen und aufhellen. In den Empfindungen des Vergnügens selbst ist oft bey ihr der Reiz nur schwach, und er wird

erst durch die nachfolgende Beschäftigung des Verstandes lebendig. Für Leute dieser Art ist es ein Bedürfnifs, zu philosophiren, das heifst, ihre Empfindungen zu zergliedern, und sie sind auch vorzüglich fähig dazu. Sie haben den vollen Genufs der Schönheit und der Harmonie erst hinterdrein, wenn sie sich überlegen, was sie gesehen und gehört haben, und warum es ihnen gefiel. Dadurch prägen sie sich auch erst die Vorstellungen des Gegenstandes in's Gemüth, und machen es der Erinnerungs- und der Einbildungskraft möglich, auch in Abwesenheit desselben das genossene Vergnügen zu erneuern. Auf diese Weise nutzen sie zu gleicher Zeit die Augenblicke des Vergnügens zur Erweiterung ihrer Einsichten, und lassen sich, wie es der Endzweck der Natur zu seyn scheint, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, durch das Beyde verknüpfende Band der Schönheit, leiten.

Keine Art von Vergnügungen bedarf für mich und meine Leser aus dieser Klasse der Nachhülfe der philosophirenden Vernunft mehr, als

das Vergnügen, welches der Anblick schöner Gegenden gewährt. Die Natur, — auch die unbelebte Natur spricht mit uns. Aber ihre Stimme ist leise, und wir müssen sie verstärken, um sie hörbarer zu machen. Ihre Sprache ist uns Anfangs fremd, und wir müssen sie studiren, um sie zu verstehen. Zuweilen sind ihre Ausdrücke räthselhaft, und wir müssen sie auslegen. Der Mittag und der Abend, der heifse Sommer und der milde Herbst, die dunkeln Schatten des Waldes, die Gestade eines Flusses oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wiesen, sanft emporsteigende Hügel und schroffe, hohe Felsen; jede dieser verschiedenen Ansichten hat ihren eigenthümlichen Character, ist mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und ist geschickt, andere Ideen zu erwecken. Aber diese Eigenthümlichkeiten wollen erwogen werden; diese Gemüthsbewegungen schleichen sich nur nach und nach, bey längerer Aufmerksamkeit, in die Seele; diese Ideen entstehen nur, wenn die eigene Thätigkeit des Geistes der Einwirkung der Gegenstände ent-

gegenkömmt. Daher kömmt es, dafs dem Einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend schon lange Weile macht, die den Andern bey längerer Betrachtung auf das Angenehmste unterhält. Bey Jenem verlieren sich alle Verschiedenheiten, und er findet immer das, was er hundertmal gesehen hat. Für diesen ist der Anblick neu, und vielleicht in seiner Art einzig, weil er sich Zeit läfst, auch das Kleine zu bemerken, und den Zusammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener sieht nichts, als gewisse Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick schmeicheln, aber Geist und Herz leer lassen; dieser sieht Werke der Natur oder der Kunst vor sich, die ihn zugleich sinnlich ergötzen, belehren und rühren.

Diesen Freunden der Natur also, die, so wie ich, einen neuen Genufs darin finden, sich von einem genossenen Vergnügen Rechenschaft zu geben, wird auch, so wie mir, oft die Frage eingekommen seyn, was denn eigentlich den Gebirgsgegenden den Vorzug vor flachen Land-

gegenden gebe. Meine Empfindung ist mir deutlich, dafs, wenn ich aus dem Gebirge in die Ebene komme, es mir zu Muthe ist, als wenn ich eine Gemäldegallerie verlassen hätte, und in ein Zimmer, mit nackten Wänden oder mit einfachen Tapeten behangen, einträte. Aber woher entsteht diese Empfindung? Worin liegen die Eigenthümlichkeiten jeder dieser beyden Landschaften?

Einige derselben fallen Jedermann in die Augen, andere sind verborgener, und wollen gesucht werden. Der erste Gegenstand, der mich frappirt, ist der Berg selbst, wenn ich ihn aus der Ebene oder vom Thale aus ansehe. Was macht, dafs ich an diesen von der Natur aufgeworfenen Erdwällen mit meinem Auge verweile, auch wenn sie keine besonders anziehenden Gegenstände enthalten? Was ist Ursache, dafs ein Wald, eine Wiese, oder ein Ackerfeld auf einer Berglehne, ein interessanterer Gegenstand zu seyn scheint, als wenn er in einer und derselben Fläche vor mir läge?

Ich finde die Ursache in der aufgerichteten Lage selbst. — Ich gehe in die Werkstätte eines Malers, und sehe mehrere grofse Bilder horizontal auf dem Boden oder auf einer Tafel liegen. Was thut der Maler, wenn er mir den vollkommensten Genufs seiner Kunstwerke verschaffen will? Er stellt seine Bilder auf die Staffeley: er bringt sie aus einer horizontalen Lage in eine, die zwischen ihr und der verticalen in der Mitte liegt. Dadurch bringt er alle Theile seines Bildes meinem Auge näher, ohne doch die Entfernungen unkenntlich zu machen; dadurch verschafft er seinem Bilde eine bessere und gleichere Beleuchtung, da mich zuvor ein Theil desselben blendete, der andere mir dunkel blieb; dadurch setzt er mich in den Stand, es mit meiner gröfsern Bequemlichkeit und ohne Anstrengung zu betrachten, und alle Mannichfaltigkeit desselben mit Einem Blicke zu umfassen, da ich zuvor mich bücken, mein Auge angreifen mufste, und doch nur immer Eine Sache auf einmal sah.

Ein Bergrücken nun, was ist er anders, als eine grofse Erdfläche, die mit Allem, was auf ihr steht, Bäume, Häusern, Thieren, Menschen, — von der Natur auf eine Staffeley gesetzt, und unserm Auge zum bequemsten Anschauen und zum vollständigsten Genusse vorgestellt wird? Dadurch kommen Gegenstände, die auf dieser Fläche, wofern sie horizontal läge, zu entfernt gewesen wären, um deutlich gesehen zu werden, unserm Auge so nahe, dafs es keine Mühe kostet, sie zu unterscheiden. Dadurch kommen die hintern Gegenstände, welche in der Ebene von den vordern wären verdeckt worden, so weit über diese in die Höhe, dafs es möglich ist, beyde zugleich wahrzunehmen.

Man stelle sich einen Obstgarten vor, wo eine Allee von Bäumen hinter der andern, in gleichlaufender Richtung, liegt. Wenn ich vor diesem Obstgarten in der Ebene stehe, so sehe ich nichts, als eine einzige Reihe Bäume, und mufs mir die übrigen blos hinzudenken. Wenn dieser Garten auf dem Abhange eines Berges steht, an

dessen Fufse, oder in dessen Nachbarschaft, ich mich befinde, so sehe ich einen wirklichen Garten. Eine Reihe Bäume ragt über der andern hervor: Wipfel an Wipfel gedrängt, und doch von demselben unterscheidbar, stärkt mein Auge durch eine weit gröfsere Masse von Grün, oder ergötzt es durch weit zahlreichere Gruppen von Blüthen und Früchten.

So ist es also der auf Bergen gleichsam zur Schau ausgestellte Reichthum der Natur; es ist die gröfsere Anzahl zugleich übersehbarer Gegenstände, es ist die durch die schräge Lage des Bodens bewirkte Annäherung des Enfernten, und Emporhebung des im Gedränge Versteckten, was bey dem Anblicke eines Berges das Auge so angenehm füllt und die Aufmerksamkeit fesselt. Nach Ideen und Empfindungen schmachtet die Seele. Je mehr sie deren und in je kürzerer Zeit sie sie empfängt, desto mehr ist sie befriedigt. Sie verlangt aber auch nach einer gewissen Klarheit derselben. Ist es also der Sinn des Gesichts, welcher sie ihr zuführt, so mufs sie

nothwendig eine Berglandschaft, in der sie viel auf einmal wahrnehmen und Alles deutlich unterscheiden kann, derselben Landschaft im flachen Lande, wo Vieles ihr verdeckt bleibt und Vieles ihr wegen der Entfernung dunkel wird, vorziehen.

Mehrere Ursachen kommen noch zusammen, diesen Reichthum und diese Mannichfaltigkeit sichtbarer Gegenstände, worin eine vorzügliche Quelle des Vergnügens bey Aussichten liegt, bey Bergen zu vermehren. Ein unfruchtbarer Felsen, oder ein nackter Sandberg, sind zwar keine anmuthigen oder unterhaltenden Gegenstände, aber sie füllen doch den Blick mehr, als eine sandige oder unfruchtbare Ebene, weil sie sich mehr unterscheiden. Ein schwarzer Tannenwald gibt zwar auf Bergen, so wie auf der Ebene, einen einförmigen Anblick, aber doch dort einen reichern, weil man der Bäume weit mehrere auf einmal sieht, als hier. Weit gröfser aber ist der Unterschied zwischen Gebirgen und dem flachen Lande, wenn beyde angebaut sind und

mit den Erzeugnissen des Fleifses prangen. — Die Natur der Sache bringt mit sich, dafs in der Ebene grofse Strecken einen gleichen Boden und gleiche Lage haben, und also dieselben Producte tragen und einerley Anbaues fähig sind. Auf Bergen hingegen ändert sich mit jeder Stufe des Abhangs, mit jeder Wendung des Erdreichs, Fruchtbarkeit und Klima. Daher die unabsehbaren Felder mit einerley Getreideart besetzt, welche die Aussicht der Ebene so einförmig machen; daher die Zertheilung der Felder in so viele abstechende bunte Parthien, welche den bebauten Bergen das Ansehn von Gemälden geben. Bald ist Wiese, Acker und Wald auf demselben Bergrücken vereinigt; bald ist er, wie ein Schachbret, in Fächer von dem mannichfaltigen Grün des Sommer- und Wintergetreides, in Gruppen zusammengewachsener, hoher Tannen, in kahle, unfruchtbare Sandhaufen, und in reiche, fette Fluren getheilt. Die Armuth des Bodens selbst hat hier eine Schönheit hervorgebracht. So wie sie es war, welche den Kunstfleifs in die Gebirge zwang, und da-

durch nicht selten den Grund zu einem Wohlstande legte, wie ihn der blühendste Ackerbau auf gleichem Raume in der Ebene nie hervorgebracht hätte, so gab sie auch zu dieser mühsamen Benutzung kleiner, fruchtbarer Flecke, zu diesem Miniaturgemälde des Landbaues die Veranlassung, welches uns in einem eingeschränkten Bezirke alle Arten der Producte und Arbeiten sehen läfst.

Aber einen weit gröfsern Zusatz zu dem Vergnügen, welches Berge dem Auge durch die Mannichfaltigkeit der auf ihnen zur Schau ausgestellten Gegenstände gewähren, gibt die Wirkung des Lichts und des Schattens, so wie dieselben mit dem Laufe der Sonne, der Jahres- und Tageszeiten abwechseln. Nicht blos der Kenner der Malerey, sondern jeder aufmerksame Beobachter der Natur, weifs, wieviel die verschiedene Beleuchtung beytrage, den Anblick der Gegenstände zu verändern, Schönheiten zu erheben, oder Fehler zu verstecken, — unbedeutenden Gestalten einen gewissen Reiz zu

geben, oder den Eindruck der anmuthigsten zu schwächen. Wie sehr ist jede Landschaft, wenn sie in Regen und Nebel eingehüllt ist, von derselben Landschaft, wenn sie im hellen Sonnenlichte glänzt, unterschieden! Wieviel interessanter erscheinen Felder und Wiesen in dem milden Lichte der Abendsonne, als in dem blendenden Glanze des Mittags! Welchen Reiz geben diesen sonst erleuchteten Flächen die verlängerten Schatten der Bäume; und wie ermüdend scheint ihr Anblick, wenn ein allgemein gleiches, oder durch zu kurze Schatten unterbrochenes, Licht sich über das Ganze verbreitet! Diese Veränderungen der Scene nun, welche die Natur durch den Lauf der himmlischen Körper veranstaltet, um unser Vergnügen zu vervielfältigen, sind in Gebirgen weit auffallender, als in den Ebenen, bringen dort gröfsere Contraste hervor, und enthüllen oder verbergen dort mehr Schönheiten, als hier. Drey Sachen sind es, nach meiner Bemerkung, die vorzüglich dazu beytragen.

Zuerst gibt es im flachen Lande gar keine so grofsen Massen, welche Schatten werfen, als im Gebirge. Dort sind es blos Bäume und Häuser; hier sind es die Berge selbst, welche die Strahlen des Lichts auffangen, und ihre eigene dunkle Gestalt auf der entgegenstehenden Seite bald nach einem gröfsern, bald nach einem kleinern Mafsstabe abzeichnen. Dort werden also, an einem heitern Tage, grofse Massen von Licht nur von kleinen Parthien von Schatten unterbrochen, es sey denn, wo die Dichtheit der Bäume und Häuser die Sonne gänzlich ausschliefst, aber auch zugleich die Wirkung von Licht und Schatten vernichtet. Hier stechen ungeheuer grofse Schatten gegen eben so grofse Lichtflächen ab. — Die Hälfte eines Thals prangt noch in vollem Sonnenlichte, mit allen Zeichen der Thätigkeit und des Lebens, indefs die andere schon, in tiefe Schatten gehüllt, das Bild des Abends und der Ruhe darbietet. Bald ist die Form dieser grofsen Schatten merkwürdig, bald ist es blos ihr Contrast gegen das Licht. Welche Veränderung macht nicht der Abend und Morgen

in dem Anblicke einer Gebirgslandschaft! Ich sehe zu der einen Tageszeit, was mir in der andern gänzlich verborgen war, und verliere in jener, was ich in dieser wahrgenommen und genossen hatte.

In Gebirgen schliefst mir das Licht, wohin es fällt, eine neue Welt auf, die mir der Schatten wieder entrückt. Diese grofse Abwechselung aber von Erleuchtung und Beschattung, in einem und demselben Tage, diese Vereinigung des Lichts und der Dunkelheit in einer und derselben Landschaft, können nur von der Erdfläche sich erhebende grofse Körper, deren es aufser den Bergen keine gibt, verursachen.

Dazu kömmt nun Zweytens das, worauf ich eben hindeutete: dafs, nach der Natur und dem Baue der Gebirge, das Licht in ihnen weit mehr Gegenstände dem Auge entdeckt, der Schatten ihm weit mehrere verbirgt, als in der Ebene der Fall seyn kann. Diese von der Natur aufgeworfenen Erdwälle sind nirgends ganz zu-

sammenhängend und ununterbrochen *). Immer ist Berg von Berg durch ein dazwischenlaufendes Thal unterschieden. Jede Reihe von Bergen correspondirt mit einer andern, ihr gleichlaufenden, oder mit ihr an einer Spitze sich vereinigenden Reihe, um gröfsere Thäler zu bilden. Ja, jeder einzelne grofse Berg besteht stets aus einer Gruppe vieler kleinern Berge, die, an einander aufgethürmt, bald durch enge Schluchten, bald durch geräumige Thäler von einander getrennt sind. Diese wellenförmige Lage des zu Bergen aufgeworfenen Erdreichs, diese Einschnitte, die, bey der ersten Entstehung, oder bey spätern Revolutionen, die Natur in ihre Mauern gemacht hat, geben zu einer oft sich verändernden Ansicht der Berge Anlafs. Um in ihre Tiefen und Schluchten hineinzuschen, und das, was in denselben verschlossen ist, zu entdecken, ist durchaus nothwendig, dafs die

---

*) Wenigstens nicht so weit, als ich Gebirge gesehen habe; wenigstens nicht da, wo Gebirgsgegenden schön sind.

Sonne ihre Strahlen in sie hineinwerfe. Am Anmuthigsten und Reichsten erscheinen sie, wenn sie, ringsum mit tiefen Schatten umgeben, selbst im vollen Lichte glänzen. Daher kömmt es aber, dafs sie in der einen Tageszeit verschwinden, und zu einer andern wieder zum Vorscheine kommen, und dafs die Gebirge bald einen einförmigen, bald einen mannichfaltigen Anblick gewähren.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche man auf einmal und deutlich sieht, wenn man von den Thälern aus die Berge betrachtet, ist der erste Grund des Vergnügens, welches uns Gebirgsgegenden verschaffen. Eine Schönheit anderer Art ist die, welche uns der Anblick der Ebene oder der Thäler, von der Höhe aus angesehen, so vorzüglich anmuthig macht.

Alle Gegenstände erscheinen in derselben verkleinert und doch deutlich. Dadurch bekommen sie das Ansehn von Feinheit und Kunst, und werden Gemälden ähnlicher. Wenn auf

den Fufssteigen des Thals Menschen hin und her wandeln, so sind sie sich bewegenden Automaten oder Marionetten ähnlich. — Was ich auf der Ebene in einem verkleinerten Mafsstabe sehe, ist zugleich so entfernt, dafs es undeutlich wird, und die Umrisse in einander fliefsen. Vom Berge herab sehe ich im Thale die Häuser, Bäume, Thiere und Menschen klein, und doch deutlich und mit scharf abgeschnittenen Umrissen. Dies macht das Ganze, welches zugleich auf einmal übersehen wird, einer gemalten Landschaft, oder einer Abbildung in der *camera obscura*, ähnlich.

Kant sagt mit Recht: Die Kunst, welche wie Natur, und die Natur, welche wie Kunst aussieht, gefallen auf gleiche Weise.

Die Ursache des erstern fällt in die Augen: denn die Kunst hat keine andere Bestimmung, als die Nachahmung der Natur, und keine andere Schönheit, als die Schönheiten der Naturproducte, die von ihr nur gesammelt und

näher zusammengedrängt werden. Die Ursache der zweyten Erscheinung ist verborgener. Da die Natur ihr unabhängiges Wesen und ihren eigenthümlichen Endzweck hat, so scheint sie auch nur durch sich, ohne Rücksicht auf Aehnlichkeit, mit irgend einer andern Sache gefallen zu müssen. Das Urtheil ist indefs ganz allgemein, dafs ein jedes Naturproduct uns desto mehr Vergnügen macht, je mehr es das Ansehn hat, von Künstlerhänden ausgearbeitet zu seyn. Vielleicht liegt in dem Grunde unseres Herzens der geheime Wunsch verborgen, dafs die Natur wirklich Kunst, und hinter ihrem nie aufgedeckten Schleier ein Künstler verborgen seyn möchte. Es ist uns, wie es scheint, viel daran gelegen, dafs ein verständiger Urheber der Welt vorhanden sey, und jede Kunstähnlichkeit der Natur führt auf eine absichtliche Bildung derselben, die auf einen verständigen Urheber hinweist. Diese Natur nun, die wie Kunst aussieht, ist vorzüglich im Gebirge zu finden. Nicht nur das Malerische überhaupt, welches Gebirgsgegenden eigen ist, hat das Ansehn einer,

zum Vergnügen des Auges gemachten Veranstaltung — nicht nur scheint das dort mehr abwechselnde Spiel von Licht und Schatten, und die Lebhaftigkeit der Farben auf die Hervorbringung eines angenehmen Gesichtseindruckes berechnet, sondern auch die Verkleinerung der Gegenstände und das Zusammendrängen derselben auf einen kleinen Fleck gibt der Landschaft eine vorzügliche Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen menschlicher Kunst. Dinge, welche, auf der Ebene und in der Nähe gesehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können sehr interessant werden, wenn man sie in der Tiefe unter sich, oder in der Entfernung weit von sich sieht. Ein Fufssteig, der durch ein grünes Feld, oder durch Saaten läuft; eine Landstrafse, eine Brücke, ein kleiner Bach, die ich an mehreren Orten hervorblicken sehe, indessen sie an andern verschwinden; ein einzelnes Haus, das an einem Berge wie angelehnt ist, oder in einer einsamen Bergschlucht wie verborgen liegt: Alles das kann beytragen, die Gegend rund umher zu beleben.

Dafs Bäche und Flüsse, wenn man ihren Lauf eine weitere Strecke hinaus übersehen kann, der Landschaft so viele Anmuth ertheilen, kömmt ohne Zweifel aus zwey Ursachen. Erstlich, weil das helle und glänzende Wasser, unter andern dunkel gefärbten Gegenständen, einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht; zweytens, weil die Bewegung eines Stromes der erste Anfang von Leben und Thätigkeit ist; und der Mensch nichts lange mit Vergnügen ansehen kann, was in ewiger Ruhe ist. Aus gleicher Ursache sind auch Fufssteige und Landstrafsen etwas Angenehmes. Aufserdem, dafs sie die Fluren, durch welche sie gehen, theilen, und einen Abstich der Farben machen, sind sie es, auf welchen die Menschen und Thiere einhergehn, und die uns entweder wirklich das Bild mannichfaltiger Geschäftigkeit darstellen, oder uns wenigstens dazu Hoffnung geben, Leben und Thätigkeit zu sehen. Eine andere Art der Aussichten ist es, wenn man entweder mitten in den Gebirgen, von einem über die andern Berge hervorragenden,

Gipfel, oder auf der Gränze zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande, von der Spitze eines Berges tief in die Ebene hineinsieht. Diese Aussicht ist, mehr oder weniger, einer Landcharte ähnlich. Sie hat diejenige Anmuth, welche von der Vielheit der Gegenstände abhängt; aber sie ermangelt derjenigen, welche von der Deutlichkeit der Gegenstände herrührt. Diese Deutlichkeit wird immer unvollkommener, je höher der Berg ist, — und wird nur von den Spitzen der letzten Vorberge, bey dem Auslaufen der Gebirgsketten in die Ebene, genossen.

Das Vergnügen der Aussicht, deren man von so hohen Bergspitzen, als die Schneekoppe, der Blocksberg und die noch höhern Gipfel der Alpen sind, geniefst, ist mehr ein Vergnügen, das aus Ideen, als eins, das durch den sinnlichen Anblick der Gegenstände entsteht. Man sieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt sind, nicht wirklich, sondern man weifs nur, dafs sie

da oder dort liegen, und man sieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich sieht. Unser Auge kann so grofse Entfernungen nicht mehr messen, so wenig es so entfernte Gegenstände unter deutlichen Umrissen fassen kann. Aber der Verstand mifst die ersten und bestimmt die andern. Und die Gröfse und Mannichfaltigkeit des sinnlichen Anblicks ist gerade hinlänglich, um den Verstand in Bildung seiner Begriffe von der Gröfse und dem Reichthume der Natur zu unterstützen.

Die sichtbaren Annehmlichkeiten der Aussicht in grofse und weite Entfernungen, werden entweder auf den Vorgebirgen, oder auf den, mitten auf dem flachen Lande liegenden, nicht allzuhohen Bergen genossen, wo man unter seinen Füfsen ein schönes Gemälde anfangen sieht, das sich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt, und endlich sich in eine blofse Landcharte verliert. Schon der weite Raum füllt das Auge mit Vergnügen und einiger Bewunderung: die Wälder

und zerstreuten Hügel bringen Schatten und Licht in die Landschaft, und die nahe liegenden Dörfer und Städte, die man nach ihrer ganzen Ausdehnung, — die entfernteren, von welchen man nur die Schlösser und die Thurmspitzen hervorglänzen sieht, geben dem Auge und dem Verstande zugleich Beschäftigung. Je interessantere Gegenstände im Vorgrunde sind, besonders, wenn ein Strom oder See ihn belebt; je besser das Auge die Entfernung des Hintergrundes durch frappante und stark schattirte Gegenstände, welche es von seinem Standpunkte bis zum Horizonte hinter einander gestellt findet, messen kann: desto vollkommener wird es befriedigt, und desto länger wird es unterhalten.

Einen noch höheren Reiz bekömmt diese Aussicht in die Ebene, wenn sie mitten aus dem Gebirge, durch eine Oeffnung der vorliegenden Berge, gleichsam hervorschimmert. Wenn man tief im Gebirge verschlossen, und von allen Seiten mit rauhen Felsen und tiefen Thä-

lern umgeben ist, und man, auf der einen Seite, über flache Berge hinweg, oder durch Zwischenräume, welche die höheren Berge lassen, in die Ebenen hinaussieht, und etwas von ihren Städten und Dörfern erblickt, so macht der Contrast, zwischen der rauhen und wilden, und zwischen der wilden und angebauten Natur, den Anblick von beyden äufserst anmuthig.

Der Mensch wünscht in die Ferne zu sehen, sagt Rousseau, weil ihm niemals da wohl ist, wo er ist, und er sich immer glücklicher denkt, wenn er sich in Gedanken an einen entfernten Ort versetzt. Es sey nun aber fehlerhafte Unzufriedenheit, oder es sey Wifsbegierde und Erweiterungstrieb beym Menschen die Ursache dieser allgemeinen Neigung zu Aussichten in die Ferne, so ist gewifs, dafs der Reiz dieser Ferne gröfser wird, wenn grofse, majestätische, oder auch anmuthige Gegenstände, in der Nähe, unsern Blick an sich ziehen, und wir die Ferne, nur von einer Seite, gleichsam durch ein geöff-

netes Thor erblicken. Wir sind alsdann zugleich glücklich durch die Gegenwart und durch die Zukunft, — angenehm unterhalten durch das, was um uns ist, und doch befreyt von der Furcht, in einem schönen Gefängnisse gleichsam eingeschlossen zu seyn.

Viertens, allenthalben, wo das Gebirge angebaut ist, findet man es immer gleichsam in eine Menge von Fächern getheilt, auf welchen Wald, Obstgärten, Wiesen, Felder, mit verschiedenen Getreidearten besäet, und kahle Felsen mit einander abwechseln. Die Natur der Sache hat diese Zierde der Gebirge hervorgebracht. Denn da es hier selten grofse Strecken gibt, welche desselben Anbaues fähig, und dieselben Erzeugnisse zu tragen, geschickt sind, so hat der Boden in kleinere Portionen getheilt werden müssen. Diese Nothwendigkeit hat eine Schönheit hervorgebracht. Ein so angebauter Bergrücken ist auch deswegen einem Gemälde ähnlich, weil die auf ihm vereinigten vielfachen Arten des Anbaues und der Producte eine gleich

vielfache Abwechselung der Lichter und Farben hervorbringen.

Fünftens. Ueberhaupt gehört zu den gröfsten Vorzügen, welche die Gebirgslandschaft vor der Landschaft im flachen Lande voraus hat, dafs die Wirkung von Licht und Schatten in der ersten viel mächtiger, und die Abwechselungen dieser Wirkung, in den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, viel gröfser ist. Und dieselben Gegenstände können daher weit öfter gesehen und wieder gesehen werden, ohne Ueberdrufs zu erwecken oder gleichgültig zu werden.

Körper, die über einander stehen, wie die Berge über den Thälern, ein Berg über den andern, und auf demselben Bergrücken die Bäume und Häuser, welche ihn bedecken, werfen auf einander einen weit stärkern Schatten, als ähnliche Gegenstände auf den Ebenen thun können: — und dieser Schatten bewegt sich ebenso von einer Stelle zur andern, wie die Sonne ihren Ort am Himmel verändert. Durch

den ersten Umstand entsteht im Gebirge ein solcher Contrast von Licht und Dunkelheit auf einem mäfsigen Raume, dafs die hellen, der Sonne ausgesetzten Stellen in einem ungewöhnlichen Glanze schimmern, indefs nahe dabey andere fast in nächtliche Schatten gehüllt sind. Von diesen äufsersten Graden des Lichts, bis zu dem äufsersten Grade der Dunkelheit, welche beyde in derselben Berglandschaft vorkommen, sind ohne Zweifel mehrere mittlere Abstufungen des Lichts, wodurch das eine Aeufserste in das andere übergeht; und jeder Gegenstand wird also, in den verschiedenen Tageszeiten, nach und nach, in jeder Gradation erleuchtet, und zeigt sich also gewifs, zu der einen oder andern Zeit, dem Auge in seinem vortheilhaftesten Lichte. Durch den zweyten Umstand wird es bewirkt, dafs auf denselben Bergen ganz andere Gegenstände zur Abendzeit sichtbar sind, als man am Morgen gewahr wurde. Dadurch wird bewirkt, dafs in einem Berge, der uns, zu der einen Tages- oder Jahreszeit, eine ganz einfache und zusammenhängende Fläche zu seyn schien,

sich zu einer andern verborgene Thäler und Schluchten eröffnen, in welchen wir oft zuvor nicht geahnete Wege, Gewässer, Häuser, Dörfer erblicken. Eine Ebene, so wie wir sie einmal aus einem gewissen Standpunkte gesehen haben, zeigt sich immer und ewig so: aber ein Gebirge verwandelt sich sehr mit dem wandelnden Sonnenlichte.

Eben daher entsteht auch die Täuschung, in Absicht der Entfernungen, welche im Gebirge weit gröfser, als in der Ebene ist. Man denkt sich nämlich diejenigen Gegenstände einander als nahe, die sich zu berühren scheinen, oder zwischen denen man keine mittleren entdeckt. Dieser Schein kann eine blofse Täuschung seyn, wenn er nur von dem Schatten herrührt, in welchem diese Zwischengegenstände liegen. Und da die Schatten in den Schluchten der Gebirge weit dichter, als die in offenen Gegenden sind, so schliefsen sich auch Berge, welche durch solche Thäler geschieden werden, weit enger für unser Auge zusammen, und wir nehmen

daher oft Berge für Gränznachbaren, oder nur für Stufen eines und desselben Berges an, die in der Natur noch weit von einander entfernte einzelne Berge sind.

Wie oft ermüden diese ungesehenen Thäler und Vorgebirge den Wanderer, welcher die höchsten Gebirgsspitzen grofser Gebirgsketten erklimmen will, sich schon immer am Ziele glaubt, und dann wieder durch neue Klüfte von dem Orte seiner Bestimmung getrennt findet! Aber für den blofsen Beschauer wird dieser Umstand eine Quelle von Vergnügen, weil sich der Abstand der einzelnen Theile des Gebirges bald gröfser, bald kleiner zeigt, nachdem die Sonne die dazwischen liegenden Thäler mehr oder weniger beleuchtet. Dann bekömmt aber auch das Ganze ein verändertes Ansehn. Eben dieselbe Hütte des Thals, welche des Morgens im Dunkeln lag, als die höheren Berge im Sonnenglanze schimmerten, und die damals nur das Bild der Melancholie, der Einsamkeit und der Absonderung von aller Welt darstellte,

bringt des Abends, wenn sie, umgeben von waldigten und tief schattirten Bergen, zwischen ihnen allein, in vollem Lichte, auf einer eben so erleuchteten Wiese glänzt, die Idee eines arkadischen, höchst reizenden, ländlichen Aufenthalts hervor.

Zu den Wirkungen von Licht und Schatten, welche in dem Gebirge vermehrt werden, gehört auch der Schatten, welchen Wolken verursachen, und der mit diesen zugleich sich über die Landschaft fortbewegt. Je einen gröfseren Raum ich auf einmal übersehe, desto merklicher wird mir diese Bewegung, und desto belebender ist die abwechselnde Erleuchtung und Beschattung, durch welche, in der Richtung des Laufs der Wolken, nach und nach alle Gegenstände hindurch gehen.

Sechstens. Bey den nahen Aussichten von den Bergen in die darunter liegenden Thäler, liegt das Anmuthige zum Theil in derjenigen Täuschung, nach welcher man sich, als einen

Zuschauer der Dinge der Welt, aus einem höheren Standpunkte betrachtet. Man sieht gleichsam die Welt von oben; man sieht auf einmal, was in dem ganzen Dorfe, einem weit ausgebreiteten Felde, auf Wiesen, Aeckern und Wegen vorgeht. Man ist ein Zeuge und Beobachter von der Geschäftigkeit der Menschen, ohne sich doch darein zu mischen.

Siebentens. In hohen Gebirgen sind auch die grofsen Formen der Berge selbst, und ihre schroffen Felsen merkwürdig, und bey ihnen verschwinden die Eindrücke, welche das Einzelne macht, unter der Gröfse des Ganzen. Ueberhaupt sind die hohen Gebirge die Region für die Empfindungen des Erhabenen; die Mittel- und Vorgebirge sind die Region für die Empfindungen des Schönen. Doch auch in diesen ist die Masse und Form der Berge selbst, nebst ihrer Stellung und ihrem Zusammenhange unter einander, ein Gegenstand, der das Auge beschäftigt und an sich zieht, dergleichen man im flachen Lande nichts findet.

Wenn man eine Kette von Bergen, aus dem Standpunkte eines unter ihnen hervorragenden Gipfels, übersieht: so haben sie ganz das Ansehn von grofsen und weit ausgebreiteten Ruinen, die von dem uranfänglichen Gebäude der Natur noch übrig sind, nachdem Luft und Wasser, Hitze und Frost, und alle Kräfte der physischen Natur Jahrtausende lang an seiner Zerstörung gearbeitet haben. Die Berge, mit ihren Thälern und Abgründen, sind gleichsam über einander gehäufte Denkmäler der vorigen Zeiten und der Revolutionen, welche in denselben vorgefallen sind. Dies führt mich auf den Ursprung der Dinge und auf die immerwährende Wirksamkeit zurück, durch welche ihre Zustände, in einer unendlichen Reihe, auf einander folgen. Nirgends sehe ich deutlicher, als im Gebirge, dafs nicht immer Alles auf der Erde so gewesen ist, als es gegenwärtig ist; dafs die gröfsten und dauerhaftesten Gegenstände doch entstanden, und nach gewissen Gesetzen erzeugt und gebildet worden sind. Insbesondere werden wir hier gewahr, welche grofse

Wirkungen auch kleine Ursachen hervorbringen können, wenn sie ununterbrochen, in einem langen Zeitraume, fortwirken. Die Thäler, welche die Gebirgsketten theilen, und zugleich den Bergen ihre, zwar sehr mannichfaltige, aber doch immer mehr oder weniger pyramidalische Gestalt geben, — diese Thäler, von so grofser Tiefe und Breite sie auch seyn mögen, zeigen doch augenscheinlich, durch ihre Richtung gegen einander und durch ihr Verhältnifs gegen die Berge, dafs sie nichts anders, als Aushöhlungen sind, welche die von den Bergen herabrollenden Gewässer gemacht haben. Indem wir die kleinen Wasserströme, die noch jetzt vor unsern Augen das Erdreich der Berge abspülen, mit den grofsen und weiten Klüften vergleichen, welche durch ähnliche Bergströme ausgegraben worden sind, so erkennen wir, dafs das Grofse in den Erzeugnissen der Natur nicht allein von der absoluten Gröfse ihrer Kräfte, sondern auch von ihrer immerwährenden Dauer und der festen Beharrlichkeit in ihrer Wirksamkeit abhängt.

Es gibt Gebirgsgegenden, welche ihr Anziehendes weit mehr durch die Betrachtungen, zu welchen sie Anlafs geben, als durch die Empfindungen, die sie unmittelbar erregen, erhalten, — mehr durch diese sonderbaren Gestalten der Berge, wodurch sie zu Erforschung ihres Ursprunges einladen, als durch die Schönheiten ihrer Aussichten, wodurch sie Sinn und Einbildung ergötzen. Von dieser Art scheint mir das berühmteste das Adersbachische, auf der Gränze von Böhmen und Schlesien liegende, Gebirge zu seyn. Ein ungeheurer Felsenwald, der sich auf einem nassen und sumpfigen Boden erhebt, diese grofsen, von einander abgesonderten und ganze Alleen bildende Säulen, ihre sehr abwechselnden und oft seltsamen Gestalten: alles das ist mehr ein Gegenstand der Wifsbegierde und der Verwunderung, als ein Gegenstand des Wohlgefallens und der Bewunderung. Man fragt sich, wie diese grossen Felsenmassen sich haben so aufthürmen, und auf einem so wenig festen Boden erhalten können.

Die Untersuchung über den Ursprung der Dinge ist zwar bey Allem, was wir in der Natur sehen, gleich natürlich, aber doch geschieht es nur bey den grofsen, aufserordentlichen und seltsamen Gegenständen, dafs sie uns diese Frage über ihren Ursprung gleichsam aufdringt. Bey dem Anblicke der Adersbachischen Felsen fragt Jedermann, wie dieselben wohl entstanden seyn möchten; nur wenigen Menschen hingegen kömmt es ein, eben diese Frage bey ganz gewöhnlichen Erdhügeln, oder bey den auf unsern Feldern zerstreuten Steinmassen, zu thun. Aber eben darin liegt das Anziehende solcher Gegenden, dafs sie ihren Beschauer zum Nachdenken auffordern, und ihn an die vergangene Zeit und an die generirenden Kräfte erinnern.

Achtens. Ein Vorzug der Gebirgslandschaft ist das immerwährende schöne Grün, das von den, an vielen Orten herabrollenden, Bächen, und von der durch die Berge eingeschluckten und in die Erdklüfte nach und nach durchge-

seihten, und von ihnen in die Thäler herabträufelnden Feuchtigkeit, weit frischer, als in der Ebene, erhalten wird. Dieses Grün sticht mit dem Schwarzen der Nadelhölzer, mit welchen die meisten höhern Gegenden der Gebirge bekleidet sind, auf eine für das Auge sehr anmuthige Weise ab.

Neuntens. In der Gebirgslandschaft ist auch das Leblose mehr in Bewegung, oder der Beobachter wird doch dessen Bewegung mehr gewahr. Ich sehe und höre die wirksamen Kräfte der Natur gleichsam deutlicher. Die Bäche rauschen; der Wind säuselt lauter; das Echo hallt stärker nach, und wiederholt den Schall öfter; die Wolken verstecken und umhüllen wechselsweise die Gipfel der Berge. Ich höre die Schalmey des Hirten, die Glocken der Kühe, das Knarren des Fuhrwagens, das Stampfen der Mühle deutlicher und in einer gröfseren Entfernung. Ich werde gewahr, dafs in der ruhigsten Einöde, wo ich das einzige belebte Wesen zu seyn glaubte, doch rund um

mich herum Naturkräfte beständig in Thätigkeit sind. Und dies ist es, was mein Nachdenken auf grofse Gegenstände führt und in's Spiel bringt.

---

## Verschiedenheiten der Gebirgsgegenden.

Die erste Art der Gebirgsgegenden sind die grofsen, die eine Art von Ebenen, mitten im Gebirge, vorstellen, die von kleinen Hügeln unterbrochen, und von hohen Bergen eingeschlossen sind, dergleichen das Thal von Warmbrunn ist. Wenn ein solches Thal, so wie das jetzt genannte, mit Städten und Dörfern geziert, durch Seen oder Flüsse gewässert, und mit Pflanzen, Thieren und Menschen angefüllt ist: so gibt dasselbe, theils, weil dieser Reichthum einer schönen Landschaft aus den nahen Bergen auf einmal übersehen werden kann, theils, weil dieser Anbau und diese Bevölke-

rung mit dem Rauhen und Wilden der sie einschliefsenden Gebirge auf eine sehr merkliche Weise absticht, einen angenehmen Anblick. Man geniefst hier zugleich die Milde der Luft, alle die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche die Ebene gewährt, mit der Abwechselung, dem Malerischen und dem Erhabenen der Natur, so wie sie sich in den Gebirgen darstellt.

Diese grofse, kreisförmige, einer kleinen eingeschlossenen Landschaft ähnliche, Fläche ziehe sich nun in ein langes sich windendes Thal, das von zwey Reihen mannichfaltig gruppirter Berge eingeschlossen ist, zusammen. Der Boden dieses Thals sey eben und noch breit genug, um Aecker, Wiesen, einzelne Obstgärten und zerstreute Wohnungen, oder ganze Dörfer, zu fassen. Die Aussicht verengere sich, aber die Gegenstände sollen zugleich dem Auge näher kommen. Der Zuschauer verliere an Mannichfaltigkeit, aber er gewinne an Ruhe und Aufmerksamkeit. Aus Standpunkten, aus wel-

chen sich solche Thäler, mit den anschliefsenden Bergketten, wohl übersehen lassen, bieten sie immer das Bild eines von der Welt entfernten, aber unschuldigen und anmuthigen, Lebens dar. Eben deswegen gefallen sie auch den Menschen, die gerne im Geräusch der Welt leben, den Eitlen, die sich gerne zeigen wollen, und den Ehrgeizigen, welche die Ruhe hassen, nur wenig. Aber sie nehmen dafür die nachdenkenden, die sanftempfindenden Menschen, die, welche gern mit sich selbst, oder mit wenigen Freunden leben, ganz vorzüglich ein. Diese finden hier gerade so viel Gegenstände zur Beschäftigung der Sinne, als sie nöthig haben, um ihren Verstand, ihre Einbildungskraft, oder die Empfindungen ihres Herzens, in's Spiel zu bringen. Die Natur ist hier so schön und so reich, dafs sie, als Nebenidee, das Gemüth bey andern Beschäftigungen lange unterhalten und beleben kann; aber sie ist nicht reich und erhaben genug, um es ganz an sich zu ziehen und andere Gegenstände daraus zu verbannen.

Es gibt überhaupt zwey Arten der Vorzüge, welche eine Landschaft, und besonders eine Gebirgslandschaft, unterscheiden können. Die einen sind Merkwürdigkeiten für den Reisenden, die andern sind Annehmlichkeiten für den Einwohner. Es gibt Gegenstände und Ansichten, welche durch ihre Gröfse und Erhabenheit, oder durch ihre ausnehmende Mannichfaltigkeit und die Vereinigung vieler Reize, oder auch durch das Seltene und Aufserordentliche, welches ihnen eigen ist, gleich auf den ersten Blick und in kurzer Zeit grofse Eindrücke machen, und lange Erinnerungen hinter sich lassen. Zu diesen, wenn sie bekannt sind, strömen die Reisenden aus allen Ländern herzu. Solche Gegenstände sind es, welche man in den hohen Alpen und in den Eisthälern der Schweiz, in dem Meerbusen von Neapel und auf dem Aetna aufsucht. Andere Gegenden und Aussichten haben nichts Anziehendes für den Reisenden, welcher blos die Gegenden durchläuft, und die Merkwürdigkeiten darin besehen will: aber sie sind dagegen höchst

anmuthig für den Einwohner, der täglich in ihnen lustwandelt. Jener, da er nichts in ihnen findet, als was er in hundert ähnlichen Gegenden schon gesehen hat, kann durch sie weder seine Kenntnisse erweitern, noch aus ihnen neue Bilder für seine Imagination sammeln. Er nennt sie also mit Recht alltäglich und unbedeutend. Dieser hingegen, der von der Gegend, welche ihn täglich umgibt, weder Unterricht, noch tiefe Eindrücke, sondern nur Annehmlichkeit und Vergnügen verlangt, wird durch ihren wirklichen Reichthum und ihre Schönheit, die er mit Muſse betrachten kann, und die er von einem Ende des Jahres bis zum andern mannichfaltig abwechseln sieht, vollkommen befriedigt. Ja, es lehrt die Erfahrung, daſs eben die Gegenstände, welche den Fremden beym ersten Anblicke am stärksten rühren, und am meisten in Erstaunen setzen, die Einheimischen am ersten ermüden und kalt lassen. Wie mancher Einwohner der Alpen, der ihr ewiges Eis und die dasselbe umgebenden Steinklippen täglich vor Augen sieht, wun-

dert sich über die Einfalt der Reisenden, welche aus fernen Landen herbeykommen, um so einförmige, und selbst traurige, Gegenstände zu sehen. Was bey dem täglich erneuerten Anblicke gefallen soll, braucht nicht grofs oder neu, aber es mufs schön seyn, und mancherley Abwechselungen und Veränderungen haben, deren man, ohne viele Mühe und ohne Aufwand von Zeit, geniefsen kann. Und gerade dies ist der Fall in Absicht der mittlern oder kleinen Gebirge, von welchen ich zuletzt redete. Da, wo eine Menge Thäler, von leicht ersteigbaren Bergen umschlossen, neben einander parallel laufen, oder einander durchkreuzen: da ist es am leichtesten möglich, in kleinen Entfernungen ganz veränderte Schauplätze zu finden. Jede Reihe Hügel ist eine Scheidewand, die ein neues Thal hinter sich verbirgt. So wie man einen derselben ersteigt, so zieht sich gleichsam der Vorhang auf, und man erblickt eine neue Welt, die vor Kurzem noch ganz unsichtbar war. Da, wo alle Gegenstände gröfser und majestätischer, die Ebene, welche

man auf einmal übersieht, von weiterem Umfange, die Berge höher sind: da mufs man auch sich viel weiter von einem Standorte entfernen, ehe die Aussicht sich zu verändern anfängt. So wie der erste Anblick einer solchen Gegend einen weit tiefern Eindruck macht, so sind die täglichen Spaziergänge in ihr weit weniger unterhaltend.

Es würde vergeblich seyn, die Mannichfaltigkeit, deren die Schönheiten dieser mittleren Gebirge und ihrer Thäler fähig sind, mit Worten zu beschreiben. Worte geben immer einen sehr unvollkommenen Begriff von Dingen, welche gesehen werden müssen, — besonders, wenn die Merkmale, wodurch sie sich unterscheiden, klein, und nur durch ihre Menge und ihre Vereinigung für das Auge frappant sind. Doch zweyerley Aussichten mufs ich noch erwähnen, deren Eindruck ich so unterschieden von andern, und unter sich so gleichförmig gefunden habe, dafs ich glaube, mich deutlich genug darüber erklären zu können. Von den Aus-

sichten der erstern Art gibt das Thal von Langwaltersdorf in Schlesien, auf dem Wege zwischen Schweidnitz und Friedland, ein Beyspiel. Es ist ein schönes, breites und lachend grünes Thal, zwischen zwey Reihen Bergen eingeschlossen, die einander beynahe so regelmäfsig entgegengesetzt sind, als die Coulissen auf einem Theater, und wovon immer zwey und zwey wieder Thäler zwischen sich enthalten, die als Zweige von jenem gröfsern Thale auslaufen. Der Weg, von welchem man dieses letztere übersieht, läuft an der einen Bergseite in einer solchen Erhöhung über das Thal, dafs die Structur der Berge und die Richtung der zwischen ihnen befindlichen Thäler auf einmal deutlich gesehen werden können.

Diese Gegend gehört unter eine allgemeine Gattung von Gebirgsgegenden, welche man folgender Gestalt characterisiren kann. Sie bringen durch die Spuren des Anbaues und des menschlichen Fleifses, welche sie allenthalben zeigen, durch die eigene Fruchtbarkeit und den

Reichthum der Gewächse, mit welchen sie bekleidet sind, und endlich durch eine mehr, als gewöhnlich, regelmäfsige Form und Stellung der Berge, die Natur der Kunst, und hinwiederum den Kunstfleifs der Menschen, der freyen Natur so nahe, dafs, aus beyden vereinigt, die Empfindung eines ruhigen Wohlbefindens und eines sanften Vergnügens entsteht.

Dieser entgegengesetzt ist die zweyte Art der Gebirgsgegenden, welche ich die wilden oder erhabenen nennen möchte. Hier scheint sich entweder die Natur ganz selbst überlassen, und weder der Anblick menschlicher Wohnungen, noch irgend eine Spur einer an sie selbst gewandten Pflege, erinnert den Beschauer an die Bewohner und Beherrscher der Erde, oder die Natur selbst ist hier nur in leblosen Massen grofs, an Allem aber, was Leben und Wachsthum hat, arm und unfruchtbar; oder sie hat endlich ihre Schönheiten in solcher Unordnung und Verwirrung aufgehäuft, dafs sie den Beob-

achter, indem sie ihn an sich zieht, zugleich in Verlegenheit setzt.

Von dieser Gattung ist die zweyte der Aussichten des Mittelgebirges, welche ich zu schildern, mir vornahm, ein Miniaturbildnifs. Ich meine solche, wie sie in meinem Vaterlande Schlesien aus den Fenstern des Fürstensteinischen Schlosses, oder von den Anhöhen des katholischen Kirchhofes in Tannhausen gesehen werden. Es ist die Aussicht in ein tiefes, enges und schroff abgeschnittenes Thal, in dessen Grunde man sich einen Bach schlängeln sieht. Die Tiefe des Abgrundes, welcher schwindeln macht, die Bergmauer, welche dem Beobachter gerade gegenüber und so nahe steht, dafs sie ihn von der übrigen Welt ausschliefst, die Menge Gegenstände, welche er demungeachtet auf diesem Bergrücken und in dem tiefen Thale erblickt, alles das erfüllt ihn mit den Empfindungen des Wohlgefallens der Schönheit, und versetzt ihn zugleich in eine gewisse Schwer-

muth. Er scheint sich von den Menschen verlassen, und wird doch von der Natur unterhalten.

---

Da ich in diesem Aufsatze blos die Absicht habe, mir von dem Vergnügen, das ich bey dem Anblicke der Natur genossen habe, Rechenschaft zu geben, so enthalte ich mich billig, von solchen Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden zu reden, welche ich entweder blos aus Beschreibungen kenne, oder mir durch meine Einbildungskraft selbst zusammensetze. Ich will auch gern zugeben, was die meisten der Reisenden, die aus der Schweiz zurückkommen, behaupten, dafs in den Alpen die Natur einen Character habe, und Anblicke gewähre, von welchen man sich, durch die noch so aufmerksame Betrachtung unserer Schlesischen und Sächsischen Gebirge, keine Vorstellung machen könne. Ich will das, was Sache der Erfahrung und des unmittelbaren Eindrucks

auf die Scene ist, auf keine Weise durch Vernunftschlüsse bestreiten. Aber ich will meinen gereisten Lesern, welche über das, was sie in der Schweiz sahen, nachgedacht, und es mit den Schönheiten ihrer vaterländischen Gebirge verglichen haben, vorlegen, was ich von dem Eigenthümlichen der Alpen weifs, und was ich von der Neuheit des Eindrucks, den sie auf mich machen würden, muthmafse.

Die Reisenden und die Dichter haben mich mit zwey Erscheinungen der höchsten Alpen, dergleichen ich in unsern Bergen nie gesehen habe, bekannt gemacht: dem reizenden Anblicke, den die höchsten, mit Eis bedeckten Spitzen in der Entfernung, durch das mannichfaltige Spiel ihrer Farben, geben, wenn sie von der Abendsonne erleuchtet werden, — und dem grausen Anblicke, den, in der Nähe und an ihrem Fufse, die Eisthäler darbieten, welche zwischen jenen Klippen verborgen liegen. Ich habe Zeitlebens nur blaue Berge gesehen, und kenne der höchsten Alpen rosenfarbenes Haupt,

das sich, nach Haller, über der niedern Berge blauen Rücken erhebt, nur aus den Nachrichten der Reisenden und Naturforscher. Ich habe im Sommer Schnee nie anders, als in den der Sonne unzugänglichen Thälern unseres Schlesischen Riesenkammes blinken gesehn, ein Anblick, der mich nur durch das Ungewöhnliche, bey meinem ersten Eintritte in das Gebirge, rührte, und weder einen langen, noch starken Eindruck machte. Aber ich kann mir vorstellen, dafs, wenn über Alles, was ich von Höhen kenne und erstiegen habe, sich in der Ferne ein noch weit darüber erhabener Kranz von Bergen zeigte, der in gewissen Tageszeiten, durch eine stärkere Erleuchtung und tiefere ihn umgebende Schatten, meinem Auge näher zu kommen schiene, immer aber sich durch Glanz in Farben von Allem, was ihn umgäbe, unterschiede, ich von dem Aufserordentlichen dieses Anblicks, selbst nach der grofsen Erwartung, die ich davon habe, gerührt werden würde.

Ich kann mir vorstellen, dafs dieses ewige, sich immer mehr aufthürmende Eis, welches das Ende der lebendigen Schöpfung zu seyn scheint, indefs es dem Auge etwas Ungesehenes und Grofses darbietet, auch auf die Einbildungskraft den Eindruck des Erhabenen macht, weil es auf die Ewigkeit, aus welcher es herstammt, und den unermefslichen Himmelsraum, an welchen es gränzt, hindeutet. Aber ich sehe ein, dafs nur der erste Anblick schön und grofs zugleich, und der zweyte schauderhaft und nur auf kurze Zeit dem Auge erträglich und dem menschlichen Körperbaue aushaltbar sey. Die hohen Alpen können nur in der Ferne genossen, — nur in dieser können sie nach ihrer ganzen Gröfse und Erhabenheit übersehen werden. In der Nähe, und wenn man in die Oeffnungen ihrer Mauern eindringt, verschwinden sie selbst wieder unter ihrer eigenen Gröfse. Ein Berg verdeckt den andern. Der ganze St. Gotthardt, der ganze Montblanc, diese Sammlungen unzähliger auf einander gethürmter Berge, erscheinen in der Nähe nirgends ganz,

und man lernt ihre Höhe nur aus der Ermüdung, die es kostet, sie zu ersteigen, und aus der Länge der öden und felsigen Wüste, durch welche man sich, von der schon an sich sehr beträchtlichen Höhe, wo alle Vegetation aufhört, bis zu ihrem Gipfel hindurchwinden mufs, schätzen.

Eine andere vorzügliche Schönheit der Schweizer Gebirgsgegenden, nicht als Gebirge, sondern als Landschaften betrachtet, fehlt den unserigen gleichfalls, die Menge grofser Seen, welche die Zwischenräume zwischen den Bergen zum Theil anfüllen. Wie sehr das Wasser eine Landschaft belebt, wissen auch wir Einwohner der Ebenen. Aber wir können nur an wenigen Orten viel Wasser und viel Land zugleich übersehen. In den Gebirgen verliert sich das Wasser, und an grofsen Strömen verlieren sich das Erdreich und dessen Producte *).

*) Dresden vereinigt unter allen Orten, die ich gesehen habe, diese beyden Schönheiten am vollkommsten.

Ohne Zweifel sah Gibbon aus den Studierzimmern seines Lausanner Landhauses eine Aussicht, die Beydes, unsere Flufs- und unsere Berggegenden, übertrifft, und derengleichen ihm sein Vaterland nicht darbot: zu seinen Füfsen eine grofse Wasserfläche, mit einer reizenden Landschaft und allen Annehmlichkeiten einer angebauten Natur umgeben, und in der Entfernung eben so grofse Erdflächen, die von ihm in schiefliegender Richtung aufgelehnt, ihm die ganze Stufenleiter der natürlichen Fruchtbarkeit, von ihrer üppigsten Fülle bis zur völligen Unbeweglichkeit starrer Felsen und Eismassen, zeigten. Dies sind also Bilder, die meiner Imagination nicht ganz fremd sind, ob sie gleich nie sich meinem Auge gezeigt haben. Die einzelnen Gruppen dieses Gemäldes hat Niemand mir anschaulicher gemalt, als Herr von Bonstetten, dessen Beschreibung eines der Thäler, welche zu den Gipfeln der Alpen führen, zugleich das Eigenthümliche des Landes und seiner Einwohner schildert.

Aber alles andere, was eine Gebirgsgegend reizend oder erhaben macht, scheint sich mir in jeder grofsen Bergkette zu finden, weil es zum Theil in der schiefliegenden Richtung der Linien, welche die Umrisse der Berge beschreiben, und in den Gesetzen der Natur liegt, welche die Wirksamkeit derselben, die Quelle alles Schönen, auf eine bestimmte und immer gleichförmige Weise in den verschiedenen Höhen abändern.

So grofs und einzig in ihrer Art aber auch die Schönheiten seyn mögen, deren Anblick ich entbehrt habe, da ich mich nie der Schweiz habe nähern können, so habe ich doch diejenigen mit Aufmerksamkeit gesehen, welche die Gebirge meines Vaterlandes, und das mit ihm so nahe gränzenden, so nahe durch Boden, Klima und Character der Einwohner verwandten Sachsens, darbieten. Vielleicht verschaffe ich einigen mit mir gleichgestimmten Lesern, durch diese Erinnernng an die verschie-

denen Scenen unseres Gebirgsschauplatzes, eine Erneuerung eines ehemaligen Sinnengenusses, verstärkt durch das Vergnügen einer leichten Geistesbeschäftigung.

# Lob der Wissenschaften.

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches, mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen, immer wieder neu wird, weil jeder mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren, geboren, auch von Neuem darnach zu forschen, genöthigt ist, was Glückseligkeit sey und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beytragen. Jedes

Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue derselben die Süfsigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

1.

Das erste, womit man immer anfangen mufs, wenn man die Wissenschaften lobt, oder sie anbaut, ist, wie Friedrich der Zweyte sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwey Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft grofs, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen

stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen, noch Früchte treiben. Die Dichtkunst hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, dafs sie unbegränzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie malt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Gestirne beschrieben, und dem Ackersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper- und die Geister-Welt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten

Gefühle können auf gleiche Weise ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntnifs ohne Ausnahme, und zeigt jeden Gegenstand in einem reizendern Lichte: es sey in dem, was durch Erregung theilnehmender Empfindungen, oder endlich selbst in dem, welches, durch das Lächerliche, über Dinge verbreitet wird. Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhte Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne? — Man will sie gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes? — Man will sie mit Leichtigkeit und mit lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr. Man fordert den glücklichsten und wohlklingendsten, — einen genau abgemessenen und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Die Harmonie und der Wohlklang, welcher aus einem regelmäfsigen Versbaue und den Sylben-

mafsen entsteht, hat von jeher einen grofsen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke, durch diese Regelmäfsigkeit, beschränkt wird, desto gröfsere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichen zu treffen gewufst hat. Ueberdies prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer in's Gedächtnifs. Und die Sinnlichkeit selbst nimmt bey Dichterwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war.

Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten — in gleichem Grade eigen. Es kann bey gewissen Nationen — wie es bey den Italienern wahrscheinlich der Fall ist — zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu grofses Uebergewicht be-

kommen. Alsdann macht die Musik eines Gedichts mehr Eindruck, als sein Inhalt: und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodiereiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bey einem Volke nicht genug beobachtet, von den Dichtern nicht mühsam genug bearbeitet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird: so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen mit dem vollkommensten und einem metrischen Ausdrucke verbunden ist: dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben: so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt. Ein unbemerkter Vorzug der Poesie ist, dafs sie bey ganz be-

kannten Gegenständen und ausgemachten Sätzen verweilen darf, welche die Prosa, die ohne Neuheit in den Sachen nie gefallen kann, verwirft. Dadurch wird die Dichtkunst dem menschlichen Geschlechte wohlthätig, weil sie auf die offenbaren und von allen zugestandenen Wahrheiten, die zugleich immer die nützlichsten sind, die Aufmerksamkeit von Neuem hinzieht, und den durch Gewohnheit und Wiederholung unkräftig gewordenen Lehren uralter Weisheit den Glanz wiedergibt, durch den sie von Neuem auf das menschliche Gemüth wirken.

Aber warum scheint der Geschmack an der Dichtkunst in unserem so sehr aufgeklärten und alle Geistesübung so sehr schätzenden Zeitalter abzunehmen? Warum nimmt er im Alter ab? Eine genaue Erörterung dieser Fragen würde mich über die Gränzen dieses Aufsatzes hinausführen. Diese einzige Bemerkung, weil sie kurz ist, will ich mir zu machen erlauben. Das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch scheinen beyde, so wie sie in höhere

Lebensperioden kommen, mehr die Erweiterung ihrer Begriffe und Erkenntnisse, als die Verschönerung derselben, zu verlangen. Man wird habsüchtiger, so wie man mehr hat. Und ein sehr bereicherter Geist läfst sich ungern durch die schönste Darstellung der von ihm schon in Besitz genommenen Gebiete in seinem Fortgange zu neuen Erwerbungen aufhalten. — Indefs ist auch vielleicht jene vermeinte Erfahrung eine blofse Täuschung. Vielleicht erregen noch jetzt sehr grofse Dichter eine Bewunderung, die der Verehrung der alten Zeit für sie wenig nachgibt. Aber es gibt solcher Dichter nur sehr wenige; und Horaz hat Recht, dafs, in dieser Art der Geisteswerke, nur das ganz Vollkommene gefallen kann. Welche Veränderung aber auch mit dem Eindrucke vorgegangen seyn mag, die Werke der Dichtkunst auf die Zuhörer und Leser machen: so scheint doch derjenige Einflufs verändert geblieben zu seyn, den ihre Hervorbringung auf die Glückseligkeit des Dichters selbst hat. Ob ich es gleich nicht aus eigener Erfahrung weifs: so glaube ich doch

ganz deutlich einzusehen, dafs die Poesie dem, welcher, von der Natur und seinem Genie dazu berufen, sie mit Glück übt, unter allen geistigen Arbeiten den angenehmsten Selbstgenufs gewährt. Bey dieser Spannung und Erhöhung aller untern Seelenkräfte, worin die dichterische Begeisterung besteht, bey diesem lebhaften Anschauen der anziehendsten oder wichtigsten Gegenstände, worein sie den Dichter versetzt, ist zugleich der Verstand auf's Lebhafteste wirksam, um das Angeschaute zu ordnen und zu bezeichnen. Gewifs, wenn in dem Geiste des Menschen sich je eine schöpferische Kraft äufsert und Wollust erregt: so mufs es bey der Verfertigung einer Aeneide, einer Henriade, oder eines Oberon seyn. Daher finden wir auch, dafs, wer dieses Vergnügen einmal gekostet, und von der Natur die Fähigkeit, es zu geniefsen, empfangen hat, durch unwiderstehliche Reize bis in sein höchstes Alter dazu hingezogen wird.

2.

Das Studium der Geschichte, zu welchem ich übergehe, gewährt dem Menschen, welcher eine vollkommnere Ausbildung seiner selbst sucht, und nach dem edlern Vergnügen der befriedigten Wifsbegierde trachtet, einige der Vortheile, welche an eine hohe Geburt und die Bekleidung wichtiger Staatsämter verknüpft zu seyn scheinen. — Es gehört unter die reellsten Vorzüge der Grofsen, wenigstens unter ihre wichtigsten Ansprüche, dafs sie mit den Angelegenheiten und Begebenheiten der Staaten bekannt sind, und die geheimen Triebfedern und Ursachen derselben, in den Characteren und Leidenschaften der Machthabenden, zu entdekken, Gelegenheit haben. Und eben diese Kenntnisse, in Absicht der vergangenen Zeiten, verschafft die Geschichte ihren Liebhabern aus den besten Quellen, und mit der möglich gröfsten Genauigkeit.

In der That, was verlangt der Ehrgeiz des Eroberers? Wonach strebt der Privatmann,

welcher zu den ersten Würden des Staats emporzusteigen sucht? — Man sagt, dafs sie auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen wünschen? — Aber was heifst das? — Ohne Zweifel so viel, als ihre eigene Talente vor der Welt sehen zu lassen. — Aber wenn mich nicht Alles täuscht: so wünschen sie, durch die Theilnahme an den Begebenheiten ihres Zeitalters, auch zugleich von denselben besser unterrichtet zu seyn, — und durch die Verbindung mit den grofsen oder leitenden Personen der Staaten, diese Personen selbst genauer kennen zu lernen.

Der Mensch ist sich oft der Bewegungsgründe, wonach er handelt, nur unvollkommen bewufst. Das Erkennen der Dinge ist ein Ziel, nach welchem er, in vielen Fällen, mittelbar strebt, indefs seine Begierden nach einem ganz anderen Ziele gerichtet zu seyn scheinen. Wenigstens gehört dasselbe ganz gewifs mit unter die Zwecke und Antriebe des Ehrgeizes. — Diejenigen Dinge und Personen, welche der

grofse Haufen von weitem anstaunt, in der Nähe zu betrachten, und den Gang des grofsen Spiels, bey welchem die Schicksale der Nationen als Preise aufgestellt sind, bis in die geheimen Kunstgriffe, oder die verborgenen Fehler der Spielenden, zu verfolgen: das ist sicher ein Hauptzweck, um dessen willen so viele Menschen wünschen, dabey mit geschäftig — kurz, warum sie wünschen, vornehm und grofs zu seyn. Diese Vortheile nun, welche der Mensch sich selbst nicht verschaffen kann, und wozu Geburt und Schicksal nur Wenige zulassen: diese bringt die Geschichte, wenn sie gehörig studirt wird, dem denkenden Gelehrten gleichsam entgegen. Und noch dazu findet sich bey Staatsgeschäften, in die man selbst verwickelt ist, und bey den Begebenheiten, die man als Augenzeuge sieht, ein Umstand, der sie weniger wichtig, — oft zuletzt so langweilig machen kann, dafs das Vergnügen der Erkenntnifs, welches sie gewähren, von den damit verbundenen Beschwerden bey weitem überwogen wird: — der, dafs man höchst selten eine vollendete

Reihe von Ursachen und Wirkungen vor sich sieht, dafs Knoten geschürzt, aber nicht aufgelöst werden. Dieser Umstand findet bey den von der Geschichte dargestellten Begebenheiten viel weniger Statt. — Viele Dinge, die für die Zeitgenossen und die Mitwirkenden nicht wichtig waren, sind durch ihre Folgen für uns wichtig geworden. Viele, die, da sie geschahen, höchstens nur die Neugierde reizten, befriedigen nun, da wir sie in ihrer Verbindung mit spätern Ereignissen übersehn, uusere edelste Wifsbegierde.

Der Zusammenhang nämlich und die Verkettung der Weltbegebenheiten ist es, welcher sie zu einem, des vernünftigen Menschen so würdigen, Schauspiele macht. Aber wie wenige Glieder dieser Kette sind es, welche ein Mensch, auch in dem längsten Leben, das ihm zu Theil werden, — und auf dem höchsten Standpunkte, auf den er, durch seine Lage in der bürgerlichen Gesellschaft, gestellt werden kann, mit eigenen Augen übersieht? Nach Ort und Zeit eingeschränkt, — selbst durch das, was in seiner

Nähe und in diesem Augenblicke sich ereignet, zu stark angezogen, um auf das Entfernte und Abwesende eine hinlängliche Achtsamkeit zu wenden, bleibt oft der, welcher das Schauspiel aufführen hilft, am unwissendsten in Absicht des Plans und der Wirkung des ganzes Stückes. Wenigstens ist es gewifs, dafs der, welchen das Glück so hoch erhoben hat, dafs er von den Staatsbegebenheiten und Staatsverhandlungen ein naher Zuschauer seyn kann, nur dann diesen seinen Standort zu jener edlen Geistesunterhaltung zu nutzen im Stande ist, wenn er zuvor schon den Faden der Weltbegebenheiten, so wie ihn uns die Geschichte überliefert, in der Hand hält, und, durch das Studium dieser Wissenschaft, seine Erfahrungen an die Denkmäler der Vorwelt zu knüpfen, gelernt hat.

In Absicht eines Punktes, stehen die Kenntnisse, welche die Geschichte dem Gelehrten mittheilt, hinter denen, welche die Erfahrung dem Geschäftsmanne gibt, am weitesten zurück, — in Absicht der Anschaulichkeit

der Vorstellungen. — Der lebhafte Eindruck, den die Gegenwart, und das, was die Sinne rührt, auf den Menschen macht, geht bey Erzählungen verloren. Und von der Stärke des ersten Eindrucks hängt sowohl die Festigkeit ab, mit welcher ein Gegenstand sich unserem Gedächtnisse einprägen, als die Lebhaftigkeit des Nachdenkens, zu welcher er unsern Verstand erwecken soll. Alle Seelenkräfte beschäftigen sich in der Folge leichter und glücklicher mit demjenigen, was zuerst in der Empfindung die stärkste Aufmerksamkeit erregt, und das klärste Bild hinterlassen hatte.

Dieser Ursachen wegen ist, um die Geschichte recht zu lernen, und das Vergnügen, das sie gewähren kann, vollkommen zu geniefsen, noch mehr, als bey andern blos speculativen Theilen der Gelehrsamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, ein der Theilnehmung an fremden Angelegenheiten fähiges Herz, und ein in das Ganze einer Sache durch einzelne Merkmale dringender Verstand nöthig. Mit allen diesen

Fähigkeiten mufs derjenige ausgerüstet seyn, und bey seinem Geschichtsstudium zu Werke gehen, der sich durch Worte und todte Schrift in alte Zeiten und fremde Länder versetzen, und durch den Nebel der Entfernung deutlich genug hindurchsehen soll, um ein fühlender und beurtheilender Beobachter längst vergangener und ihm unvollkommen bekannter Auftritte zu seyn. Besonders ist zu diesem Endzwecke die Gabe, Vergleichungen anzustellen und Aehnlichkeiten aufzusuchen, unentbehrlich, weil wir oft das Vergangene aus dem Gegenwärtigen, die Nachrichten der Geschichte aus unsern Erfahrungen enträthseln müssen, um jenes zu begreifen und diese richtig zu verstehen; noch mehr aber, weil wir erst das Band müssen gefunden haben, durch welches der alte Zustand der Dinge mit dem gegenwärtigen — wovon unser eigener Zustand ein Theil ist — zusammenhängt, ehe wir uns wahrhaft für jenen interessiren können. Die Geschichte löst, wie erst neulich einer unserer am meisten versprechenden historischen Schriftsteller ausgeführt hat, die

grofse Aufgabe auf: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsere eigene Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsere Geschäfte, selbst unsere Vergnügungen und Unglücksfälle, modificirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das wichtigste der eben genannten Stücke, unsere Geistesbildung, betrifft, besonders deutlich. Sie entwikkelt uns nämlich zwey, vom Alterthume bis auf uns herabreichende, Hauptfäden, an denen sich die Kenntnisse und Künste der Menschen angereihet haben, und deren vereinigtes Ende wir in der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der Mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beyden grofsen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern, und besonders uns Deutschen Protestanten, unsere religiösen Begriffe, und alle damit zusammenhängenden Eigen-

heiten unseres Geistes und unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andere, welcher uns unsere wissenschaftliche Kultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Aegyptens, zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene grofsen Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdigen Personen, — fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bey, diese doppelte Gestaltgebung unseres jetzigen Menschenlebens, unsere religiöse und unsere wissenschaftliche Kultur, — die nun allmählig sich zu Einer gemeinschaftlichen Kultur vereinigt, zu vollenden. Wer nun diese Beziehung aller, mit dem menschlichen Geschlechte vorgegangenen, Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, dafs Jahrtausende, und die während derselben ununterbrochen fortlaufenden Hand-

lungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen, daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblicke ist; — ihm diejenige Vollkommenheit, den Genufs, die äufsern Vortheile zu verschaffen, welche er besitzt, wie könnte der, gleichgültig und ohne Vergnügen, den Unterricht der Geschichte empfangen: es wäre denn, dafs er sein eigenes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Das grofse Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden solle, wird zwar nie völlig aufgelöst werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Nachforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse, oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken, darüber finden können: so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehedem war und was sie jetzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustande in den andern übergegangen ist. Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? —

Hier finden wir mannichfaltigen Stoff, Gedächtnifs, Scharfsinn, Witz und urtheilenden Verstand zu üben. — Ist es theilnehmende Empfindung, oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen seyn wollen? — Alle Gegenstände der Geschichte beziehen sich auf unser Ich, nicht blos durch das Band der Aehnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht blos, in so fern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, insofern wir in unsern eigenen Schicksalen durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunkeln Ahnungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, — und die, nach der Empfindung des Gegenwärtigen, unsere Selbstliebe am nächsten angehn, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden.

3.

Die Poesie und Geschichte haben mit dem Wirklichen und dem Einzelnen zu thun. Beyde gewähren dem Menschen eine ähnliche Art des Vergnügens, als ihm der Anblick der Welt, der Genufs der Natur, und der Umgang mit der menschlichen Gesellschaft — durch sinnliche Eindrücke oder durch Empfindungen des Herzens — gewähren. Sie thun noch mehr: sie tragen sogar dazu bey, jene Vergnügungen, welche er von der Gegenwart der Dinge unmittelbar empfängt, zu erhöhen. Durch Hülfe der Dichtkunst und Geschichte, sieht, hört und empfindet der unterrichtete Mensch mehr, — und das, was er empfindet, lebhafter, deutlicher, mehr im Zusammenhange, in wichtigeren Beziehungen, als er es ohne sie könnte.

Aber als Geist, als denkendes Geschöpf, ist er auch mit blofsen Verstandeswesen, mit der Bildung allgemeiner Begriffe, mit der Verbindung derselben unter sich, oder mit der An-

wendung derselben auf das Besondere und Einzelne beschäftigt, — und findet darin eine neue Quelle des Vergnügens. Dieser Theil des geistigen Lebens, das Leben der Vernunft, — verschönern hauptsächlich zwey Wissenschaften, Mathematik und Philosophie, die, in ihrer Vereinigung, alle Wissenschaften unter sich begreifen, welche das Allgemeine in den Dingen, in der lebendigen sowohl, als in der leblosen Natur, untersuchen.

In dem Nachdenken, in der Vergleichung von Ideen, in der gewagten Zusammensetzung derselben, in den Versuchen, ob solche Zusammensetzungen sich entweder in der Natur realisirt antreffen, oder von uns realisiren lassen, liegt, für den Menschen überhaupt und für die bessern Köpfe insbesondere, ein unnennbares Vergnügen, noch gröfser selbst, als das, welches die, durch die mannichfaltigsten und glänzendsten Gegenstände beschäftigten Sinne, und die in den anmuthigsten Bildern herumschweifende Imagination gewähren.

Keine Wissenschaft gibt es vielleicht, die dieses Vergnügen in einem so hohen Grade, auf eine so lange Zeit, und so ununterbrochen in dem Geiste des Menschen zu unterhalten vermag, als es die Mathematik bey ihren Eingeweihten thut. Nirgends sind die Reihen der zu verknüpfenden Ideen so lang; nirgends sind die Zusammensetzungen so künstlich; nirgends führen sie zu so befriedigenden Schlufsfolgen. Keine Wissenschaft ist so unerschöpflich, als die Mathematik; keine erlaubt so weite Fortschritte. Daher gibt es auch vielleicht unter den Gelehrten keine zufriednern und glücklichern Menschen, als die Mathematiker. Mehr noch, als andere Gelehrte, von den Dingen dieser Welt entfernt, und weniger von ihnen abhängig, — nie durch die Gegenstände ihrer Untersuchungen auf Gedanken geführt, welche Begierden erwecken, oder Leidenschaften Nahrung geben können, halten sie sich ganz an das reine Vergnügen des Verstandes — das Vergnügen, zu denken, und sind durch dasselbe allein befriedigt.

Doch diesen hohen Grad geistiger Glückseligkeit geniefst durch die Mathematik derjenige nicht, welcher sie blos lernt, — und das, was andere in ihr erfunden haben, nur zu verstehen sich begnügt, worauf, bey dem weiten Umfange dessen, was schon in dieser Wissenschaft erfunden ist, sich jetzt selbst die meisten Lehren derselben einschränken müssen. Zwar hat auch die Beschäftigung des Lernenden in der Mathematik, ihren grofsen und ihren eigenthümlichen Reiz. — Es ist, in derjenigen Anwendung der Denkkraft, welche zu den mathematischen Untersuchungen gehört, etwas von einer mechanischen Fertigkeit. Am meisten findet sich dasselbe bey der algebraischen Rechnungsart, durch deren Hülfe die neuere Mathesis ihre gröfsten Fortschritte gemacht hat. Wenn die Grundsätze derselben einmal wohl gefafst sind: so werden die Anwendungen davon leicht, weil der Gang dieser Methode immer derselbe, und gleichsam formularisch ist. — Wenn die Auflösung eines Problems einmal so eingeleitet ist, dafs es der Rechnung unter-

worfen werden kann: so ergibt sich das Uebrige, nach bestimmten Regeln, von selbst. — Aber eben dieses Mechanische erleichtert die Arbeit des Denkens, und gibt also dem Manne, welcher nicht selbst Empfindungskraft hat, noch derjenigen Anstrengung, die, zu einer ganz freyen, und gleichsam nicht vorbereiteten, Meditation erfordert wird, fähig ist, eine, seinen Bedürfnissen angemessene, Nahrung des Geistes. Das hohe Vergnügen hingegen, welches das mathematische Selbstdenken gewähren kann, geniefsen nur die Wenigen, die über die Erfindungen ihrer Vorgänger hinausgehen, sich neue Bahnen brechen, und den durch Jahrhunderte gesammelten Schatz mathematischer Wahrheiten vergröfsern. Je einen längeren Weg sie zurücklegen mufsten, ehe sie an dem Standpunkte anlangten, wo sie neues Land entdecken, desto entzückender mufs das Vergnügen seyn, sich in demselben zuerst umzusehn, und einen Weg zu weiterem Fortgange zu bahnen. Je länger und verwickelter die Kette der Schlüsse ist, an welcher das neue Glied angeknüpft werden

mufs, desto vollkommener wird der Geist befriedigt, dessen Kräfte eine solche Arbeit zu ertragen vermögen.

4.

Wenn die Mathematik, in einem hohen Grade, einige wenige Menschen glücklich macht, so macht die Philosophie, in einem mäfsigen Grade, Viele glücklich. In dieser Wissenschaft können Alle, die sie studiren, gewissermafsen Erfinder werden. Ja, sie müssen es seyn, wenn sie das Vergnügen, das sie ihren Liebhabern verschaffen kann, wirklich geniefsen sollen. Ich will so viel sagen: sie müssen die Wahrheiten, die sie lernen, ihrer eigenen, freyen Prüfung unterwerfen. Erst nachdem sie dieselben aus ihren Erfahrungen, durch eine selbst gewählte Reihe der Schlüsse, hergeleitet haben, können sie dieselben, als ihr Eigenthum und als eigentlich philosophische Kenntnisse, betrachten.

Dagegen ist aber auch hier kein solcher Fortgang, keine solche immerwährende Erweiterung der Erkenntnisse möglich, als in der Mathematik. Jeder spätere Erfinder in der Philosophie fängt immer wieder von vorne an, und bleibt fast eben da stehen, wo seine Vorgänger endigten.

Dieser Umstand ist es, der die Philosophie, in den Augen der flüchtig Urtheilenden, herabzuwürdigen scheint. Aber, bey einer genauen Betrachtung, kann er unsere Achtung für sie nicht vermindern. Es ist wahr, dafs wir, in der Metaphysik und Moral, auf die Erfindungen der Vorzeit nicht so fortbauen, und durch deren Hülfe, zu so sich erweiternden Aufschlüssen gelangen können, als in der Mathematik. Die grofsen Fragen von unserem Ursprunge und unserer Bestimmung, — von dem Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit unserer Seele, und von dem Zusammenhange unserer Tugend mit unserer Glückseligkeit, — Fragen, auf die sich fast alle andern Untersuchungen der Philosophie,

als auf ihren letzten Zweck, beziehen, werden zwar von ihr auf eine Art beantwortet, die für die Beruhigung und Besserung vernünftiger Menschen hinlänglich seyn kann. Aber die tiefsinnigsten Philosophen unseres Jahrhunderts haben doch keine bessere Antwort für sie bereit, oder können wenigstens durch ihre Beweise keine stärkere Ueberzeugung bewirken, als die gutgesinnten und denkenden Menschen vor tausend Jahren auch hatten. — Indessen sind eben diese so mangelhaft scheinenden und der Erweiterung so wenig fähigen Kenntnisse, die uns die Philosophie über ihre Gegenstände gibt, gerade diejenigen, die uns zu vernünftigen und guten Menschen machen, vorausgesetzt, dafs wir sie, durch Empfindung und Verstand, gleichsam selbst ergriffen, und sie aus den eigenthümlichen Eindrücken der Natur auf unsere Sinne, und aus den Wahrnehmungen unserer besondern Seelenzustände, durch eigenes Nachdenken entwickelt hatten. Der endlichen Aufschlüsse, die wir bey diesem Nachdenken gewinnen, sind freylich nur wenige. Der schwerste und tief-

sinnigste Theil der Philosophie ist freylich mehr damit beschäftigt, alle Irrthümer oder schwache Beweise niederzureifsen, als neue Wahrheiten festzusetzen und stärkere Beweise zu erfinden. Selbst nachdem sie durch Wegwerfung aller eingebildeten Kenntnisse ihre Sätze vereinfacht hat, sind diese doch nur in einem hohen Grade wahrscheinlich geblieben, nicht apodiktisch gewifs geworden. — Aber nichts desto weniger ist die Arbeit, die wir anwenden müfsten, um zu diesen wenigen Resultaten zu gelangen, und die, durch welche wir uns ihre Gründe immer wieder von Neuem deutlich zu machen suchen, von hohem Werthe und von grofsem Einflusse, sowohl auf unsere Geistesbildung, als auf unsere Zufriedenheit. Die blofse Wahrscheinlichkeit eines uralten und längst bekannten Grundsatzes der natürlichen Religion und Moral, ist, wenn sie nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eingesehen wird, doch für den Menschen wichtiger, — und trägt zur eigentlichen Aufklärung seines Verstandes, zur Veredelung seines Characters, und zur Anordnung

und Beglückung seines ganzen Lebens mehr bey, als die strenge Gewifsheit aller geometrischen Sätze, und als die noch so grofse Anzahl neuer Entdeckungen in der Naturlehre. Ein anderer grofser Vorzug der Philosophie ist es, dafs sie aus allen Kenntnissen, den historischen sowohl, als den mathematischen und physikalischen, gleichsam den Geist herauszieht, und sie auf den Mittelpunkt unseres ganzen Wesens, auf das Moralische, — auf Tugend und Gemüthsberuhigung, anwendet. Daher gewährt sie nicht nur das Vergnügen, welches überhaupt Nachdenken, Deutlichkeit und Zusammenhang der Begriffe hervorbringt: sondern sie gibt eigentlich zuerst allen Gegenständen des Wissens Werth, Nützlichkeit und Anmuth, indem sie uns die Beziehung derselben auf unsere höchsten Zwecke zeigt. Nichts ist, in dem weiten Umfange der Welt und der Wissenschaften, demjenigen gleichgültig, der die Dinge von dem Standpunkte ansieht, wohin die Philosophie den Menschen stellt, und aus welchem er die körperliche Natur mit der Geisterwelt, — das

Alterthum mit dem gegenwärtigen Augenblicke, — fremde Welttheile mit seinem Aufenthalte, — die Staatsbegebenheiten mit dem Privatleben, — Künste, Ackerbau und Gewerbe mit der Wissenschaft, und Alles mit seiner Glückseligkeit oder mit seiner Tugend in Verbindung erblickt. —

Ein einziges Uebel hat der junge Gelehrte, welcher diese Verbindung lebhafter, als Andere fühlt, und dadurch eine ausgebreitetere Wifsbegierde bekommt, zu fürchten; — einen einzigen Ausweg hat er zu vermeiden: — Zerstreuung und unordentliches Studieren. Doch gegen dieses Uebel enthält der philosophische Christ, der dazu vielleicht bey Personen eines gewissen Temperaments Anlafs geben konnte, zugleich das Heilmittel. Sie lehrt den Menschen, dafs er nicht aus allen Quellen des Vergnügens, welche er entdeckt hat, schöpfen müsse. Sie befiehlt ihm, dafs, nachdem er das ganze Universum, als den grofsen Gegenstand des menschlichen Wissens, hat kennen,

und an allem, was da ist und geschieht, einigen Antheil hat nehmen lernen, er nun freywillig sein Studium auf einen kleinen Theil dieses Gebiets, als das ihm zum Anbau übergebene Feld, einschränken müsse.

Wenn die Philosophie auch nicht alle unsere Zweifel, in Absicht der wichtigsten Angelegenheiten unseres Daseyns, auflöst, so trägt sie doch gewifs dadurch zu unserer Zufriedenheit bey, dafs sie uns das Mafs unserer Kräfte lehrt. Sie wendet freylich mehr Arbeit darauf, Schwärmerey, Aberglauben und sophistische Lehrgebäude zu zerstören, als sie deren nöthig hat, um den Unterricht in den wenigen, ausgemachten Wahrheiten zu geben, die sie an des Zerstörten Stelle setzt. Aber durch diese Räumung eines Platzes für bessere Einsichten, den sie bisher noch nicht zu füllen weifs, verschafft sie dem Menschen wenigstens die praktische Weisheit der Selbsterkenntnifs. Gesetzt auch, dafs wir durch die Philosophie, nur in dieser einzigen Rücksicht, Fortschritte machten, dafs

wir immer deutlicher und bestimmter einsähen, welche Sachen wir durchaus nicht wissen können, — über welche wir uns mit Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen, und bey welchen wir nach neuem Lichte und mehreren Einsichten streben dürfen: so würde schon dadurch diese Wissenschaft sich um das menschliche Geschlecht verdient machen, weil sie dessen Lehrer von unnützer Verschwendung ihrer Kräfte abhält, und immer vollständiger über ihren Beruf im Felde der Etkenntnifs belehrt. Die Vergleichung der Philosophie mit der Mathematik, führt mich auf eine zweyte Bemerkung. Wenn die erstere in der Anzahl ihrer ausgemachten Sätze, und in der Länge der Reihen, in welchen sie ihre Begriffe an einander kettet, der letztern nachsteht; wenn sie nicht so viele Aussichten eröffnet, neue Erfindungen zu machen: so läfst sie hingegen viel mehr Mannichfaltigkeit und mehr Abänderungen in den alten Begriffen zu. Nicht jeder Mensch hat seine eigene Mathematik, sondern alle haben nur Eine; — Zahlen und Figuren sind für den Einen

eben das, was sie für den Andern sind. Aber jeder Mensch kann seine eigene Philosophie haben. — In seinem Busen pocht ein anderes Herz, als das Herz der übrigen Menschen. Wenn er die menschlichen Leidenschaften, durch Achtsamkeit auf sich selbst, kennen lernt: so kennt er Bestimmungen und Wendungen dieser Leidenschaften, wie sie kein Anderer vor ihm hatte, und wie sie kein System vorträgt. — In diesem Kopfe sind Werkzeuge des Denkens und Empfindens, die, in dieser Gestalt, nur ihm zugehören. Seine geistigen Anlagen und Kräfte selbst, wenn auch nicht vor denen seiner Nebenmenschen hervorstechend, sind doch immer von denselben durch seine Schattirungen unterschieden. Wenn er also seine Logik und Metaphysik auf das beobachtete Spiel seiner eigenen Thätigkeit baut: so bekommen sie eben die Eigenheiten, die er selbst hat, — eben die besondern Formen in der allgemeinen Grundzeichnung ihrer Wahrheiten, wodurch sein Verstand selbst sich von dem Verstande der übrigen Menschen auszeichnet.

Eben hierin liegt aber auch der Grund, warum in der Philosophie eine durchgängige Uebereinstimmung der Menschen, warum selbst eine ganz vollkommene Mittheilung der Begriffe des einen an den andern nicht möglich ist, woraus zugleich folgt, dafs dieselben Gründe nicht auf alle Gemüther eine gleiche Wirkung haben können. Schon die Sprache legt hier ein grofses Hindernifs in den Weg. Sie bietet nicht so viele Schattirungen des Ausdrucks dar, als es Verschiedenheiten der Sinnesart unter den Menschen, und also Verschiedenheiten der philosophischen Vorstellungen gibt, die gröfstentheils in innern Empfindungen ihren Ursprung nehmen. Das Gemeinschaftliche dieser Vorstellungen aber, welches allein durch Worte ausgedrückt werden kann, läfst Vieles von dem hinweg, welches in dem Gemüthe des Menschen, der seine Gedanken durch die Rede mittheilt, mitgewirkt hatte. Wenn nun in den Vordersätzen seiner Schlüsse dasjenige unbezeichnet geblieben ist, was den Grund seiner Ueberzeugung vom Schlufssatze ausmacht: so ist

kein Wunder, dafs er, durch die Darlegung seiner Gründe, bey andern nicht eine eben so vollständige Ueberzeugung bewirkt, als er selbst dadurch erhalten hatte.

Ja, ich getraue mir, zu behaupten, dafs, bey dem gegenwärtigen Zustande der menschlichen Erkenntnifskräfte, die Philosophie einer ihrer schönsten Vorzüge beraubt seyn würde, wenn sie, so wie die Mathematik, die Menschen zu einer ganz vollkommenen Uebereinstimmung in ihren Begriffen, Sätzen und Beweisen gebracht hätte, womit dann auch eine so vollkommene Aehnlichkeit ihrer Bezeichnung, in Styl und Vortrag, — als sie sich bey jener Wissenschaft findet, verbunden seyn würde. Die geringe Anzahl der aufgefundenen Wahrheiten würde, wenn wir sie nur unter einer einzigen Gestalt überliefert bekämen, — nur unter einer einzigen sie uns selbst vorstellen und andern mittheilen dürften, — und doch zu neuen und bisher unentdeckten nicht fortschreiten könnten, uns bald unbeschäftigt lassen,

und daher der Wissenschaft selbst ihren Reiz, und sogar ihren Werth, den sie vornehmlich durch die dem Geiste verschaffte Uebung erhält, rauben. Nachdem man einmal diese Formeln gelernt hätte, was wollte man anders damit anfangen, als sie, zu etwanigem Gebrauche, für seine übrige Lebenszeit auf die Seite stellen? Verfährt man mit den Sätzen der Geometrie anders? Und kann sich Jemand mit dieser, nachdem er sie einmal gelernt hat, lange Zeit beschäftigen, aufser in so fern er, zu immer höheren Zweigen, oder schwereren Anwendungen derselben, fortgeht?

Aber so wie die Sachen jetzt mit der Philosophie stehen, da die Begriffe und Schlufsarten derselben, wenn sie auch nicht durch ganz neue Erfindungen vervielfältigt werden können, sich doch auf tausenderley Weise umgestalten lassen; — jetzt, da sie bey einem jeden Menschen eine andere Farbe annehmen, und selbst, bey einem und demselben, in dem Laufe seines Lebens, durch Abwechselungen des Alters,

der Lage, der Geschäfte und des Umgangs, sich in der Form verändern, ohne ihr Wesentliches zu verlieren: jetzt kann uns die Philosophie, obgleich nicht so reich an Belehrung und so genugthuend in ihren Aufschlüssen, als wir wünschten, doch nur unser ganzes Leben hindurch, als ein nützlicher und unterhaltender Freund, begleiten.

Wir können zu ihr, bey allen Auftritten dieses unseres Lebens, bey unsern Amtsgeschäften, und bey unsern gesellschaftlichen Zeitvertreiben, im Ernste und beym Scherze, im Innern unseres Hauses und auf dem Schauplatze der Welt, zurückkehren, und in ihr immer eine Nahrung des Geistes und eine Veranlassung zu angenehmer Thätigkeit finden. Immer finden sich wieder neue Seiten unseres eigenen Selbst, oder neue Beziehungen der Dinge auf uns, die sich uns aufdecken. Durch diese bekommen die alten Wahrheiten der natürlichen Religion und Moral — die als die Angeln der speculativen Philosophie, oder als ihr letztes Ziel, an-

zusehen sind — entweder neue Bestätigungen, oder werden neuen Einwürfen blosgestellt. Eben so viele neue Gegenstände des Forschens und Nachdenkens! Knoten und Auflösungen folgen auch hier auf einander, oder wechseln vielmehr unaufhörlich mit einander ab. Die Philosophie ist wie ein unvollendetes Drama, zu welchem wir immer neue Auftritte sammeln, dessen letzte Katastrophe wir aber in diesem Leben nicht erreichen.

So schärft sie unsern Verstand. Aber sie thut noch mehr. — Meine eigene Erfahrung belehrt es mich, dafs eben dieses Nachdenken, auch wenn es weder zu vollkommener Gewifsheit, noch zu ganz neuen Einsichten führt, doch das Herz ruhiger, und eben dadurch den ganzen Menschen glücklicher machen könne. Die Leidenschaften werden schon dadurch ein wenig besänftigt, wenn man sie zergliedert. Die Scheingüter der Erde verlieren etwas von ihrem täuschenden Glanze, wenn man in ihre Natur und in seine eigenen Empfindungen ein-

dringt. Der nagende Schmerz, der Unwille über Beleidigungen, die Traurigkeit über verlorene Güter, lassen etwas nach, wenn man sich die Ursachen seines Grames oder seiner Unzufriedenheit recht deutlich macht. Nun, gerade hiermit ist der Philosoph beschäftigt. Hierauf führen ihn seine Speculationen, wenn er sie nicht von Andern erborgt, sondern selbst anstellt.

Endlich, die Urtheilskraft und der gute Geschmack, zwey Eigenschaften, die, unter allen Vorzügen des Geistes, ihre Besitzer am meisten glücklich, und für die Welt brauchbar machen, — werden durch keine Wissenschaft so sehr, als durch die Philosophie, befördert. Die Mathematik heftet die Aufmerksamkeit des Menschen zu sehr auf einen einzigen Theil der Dinge — zählbare und mefsbare Gröfse — und verfolgt diesen allein, ohne Rücksicht auf irgend eine andere ihrer Beschaffenheiten. Um deswillen kann der, welcher seinen Scharfsinn blos in dieser Wissenschaft geübt hat, bey

Dingen, wo es auf Zusammenhaltung ihrer sämmtlichen Eigenschaften, — besonders auf ihre moralische und politische Beziehungen, ankömmt, sehr wohl einseitig, das heifst, verkehrt, urtheilen, und sich abgeschmackt aufführen. Die Philosophie hingegen erhält, wenn sie von rechter Art ist, den Menschen in der beständigen Gewohnheit, auf alle Verhältnisse der Dinge zugleich zu sehen, und besonders ihre moralischen zum Mafsstabe der übrigen zu machen. Ueberdies sind seine Untersuchungen mit der wirklichen Welt und mit dem geschäftigen oder geselligen Leben näher verwandt. Er lebt auch, wie der Geometer, in einer Ideenwelt: aber in einer, die mit der sinnlichen gleichsam parallel läuft, und ein getreuer Abdruck von ihr ist. Wenn er also das Einzelne falsch beurtheilt, so ist seine Kenntnifs des Allgemeinen gewifs nicht, was sie seyn soll. Mit Beurtheilungskraft aber und Geschmack, und dem, was die Folge von beyden ist, einem gesetzten, männlichen Geiste, — kömmt der Mensch am leichtesten durch alle Verdrieſslich-

keiten und Plagen des Lebens, und ist, wenn sich ihm ein Vergnügen zu genieſsen darbietet, des Genusses am empfänglichsten. Die Philosophie gibt nicht ein hohes Freudenleben; aber sie macht die Seele nüchtern, wachsam, lebendig, gleichsam bey sich selbst wohnend, und immer bereit, zu handeln, wo etwas Gutes zu thun; nachzudenken, wo etwas zu lernen ist; zu empfinden, wo Schönheit oder Erhabenheit sich zeigt, keine sich öffnende Quelle der Glückseligkeit ungenützt vorbeyzulassen. Durch ihre Hülfe ist der Mensch in gleichem Mafse darauf vorbereitet, sowohl dann, wenn Gesundheit, Glück, Menschengunst, Reichthum und Ehre die Sphäre seiner äufsern Wirksamkeit erweitern, sich auf die nützlichste Art Andern mitzutheilen, und von den Gütern der Welt den angenehmsten Gebrauch zu machen, als auch, wenn Krankheit, Unglück, Verachtung oder Dürftigkeit ihm den Zufluſs äufserer Vergnügungen, oder den noch reizendern Einfluſs auf andere versagt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und mit den eigenen Schätzen seines

Geistes und den unabhängigen Freuden des Nachdenkens hauszuhalten. — Indem sie, durch die Meditation, dem Menschen einen Genufs möglich macht, der unter allen am meisten und am längsten in seiner Gewalt steht: gibt sie ihm auch ein Gegengewicht gegen das Verführerische sinnlicher Reize, und ein Hülfsmittel gegen die Schläge des Schicksals. In dieser Rücksicht verdient sie die wahre Kunst, zu leben, zu heifsen.

5.

Die Naturlehre, oder die Philosophie über die Körperwelt, ist, von der eigentlichen Philosophie, welche ich bisher betrachtet habe, und welche vornehmlich den Geist des Menschen und die Erzeugnisse desselben, die Begriffe und die Sitten, zum Vorwurfe hat, mit Recht abgesondert worden. Sie hat, als Wissenschaft, ihren eigenthümlichen Character, und als Unterhaltung des Geistes, ihre eigenthümlichen Reize.

Sie ist eine Mischung von Mathematik und Philosophie, und verbindet also auf gewisse Weise den Geist und die Vortheile von beyden. Sie beobachtet: — aber sie braucht mechanische Werkzeuge, und hat daher gewisser körperlicher Geschicklichkeiten nöthig. Sie wendet ihren gröfsten Fleifs und Scharfsinn auf die Bestimmung der Gröfsen und Grade. Sie schliefst und kettet Ideen an einander, bald nach der strengeren Methode mathematischer Beweise und Rechnungen, bald in der freyen Manier einer philosophischen Untersuchung. Sie nimmt an der Gewifsheit der Geometrie Theil, in so fern sie deren Lehrsätze anwendet. Sie hat mit der Philosophie das Mannichfaltige der Ansichten, aber auch das Ungewisse der Entscheidungen gemein, wenn sie in das Innere der Natur eindringen, oder ihren allgemeinen Zusammenhang überschauen will.

Die Gabe des glücklichen Experimentirens, und das mit demselben verbundene, in seiner Art einzige, Vergnügen, gehören beyde dieser

Wissenschaft eigenthümlich zu. Jenes Talent ist aus einer doppelten Erfindsamkeit zusammengesetzt: aus der eigentlichen geistigen, welche Probleme aufwirft und Möglichkeiten ausfindig macht, um die Natur über die Auflösung derselben zu befragen; — und aus einer mechanischen, welche die Werkzeuge dazu theils anzugeben, theils geschickt anzuwenden weifs. Bey der Ausübung dieses Talents geniefst der Naturforscher das doppelte Vergnügen eines Künstlers und eines Gelehrten. Seine Sinne und sein Verstand, seine Hände und sein Geist, werden auf gleiche Weise beschäftigt. Je mehr aber der Mensch bey seinen Arbeiten beyde Theile seiner selbst, Körper und Seele, in's Spiel zu bringen weifs, desto angenehmer wird er durch sie unterhalten, und desto weniger darf er, bey der Vervollkommnung des einen Theils, die Schwächung und Verschlimmerung des andern befürchten.

Ein zweytes Vergnügen des Naturforschers entsteht aus der Beobachtung der Körperwelt

und ihrer Erscheinungen, — einer Beobachtung, die, wie Alles, was die Sinne rührt, für den gegenwärtigen Augenblick lebhaftere Eindrücke macht, als die Wahrnehmung der Seelenveränderungen — diese Quelle philosophischer Ideen — obgleich letztere hinwiederum ihre Wichtigkeit und ihr Anziehendes auf längere Zeit behält.

Dazu kommt noch, dafs der Nutzen, der aus physischen und mechanischen Entdeckungen entsteht, den Augen des Publicums weit sichtbarer ist, als der, welcher neue Aufklärungen in der Seelenlehre, der Moral und Religion gewährt. Dieser zeigt sich nur in der persönlichen Bildung der einzelnen Menschen; jener in Vervollkommnung des Ackerbaues, der Manufacturen und Künste; also derjenigen Gegenstände, welche unmittelbar zu dem Endzwecke der Staaten gehören, und ihnen daher die wichtigsten sind. Dieser Umstand, welcher den Werth der physikalischen Wissenschaften in den Augen der Welt vergröfsert, erhöht auch

bey den Eingeweihten derselben die Lust, die sie an ihrer Beschäftigung finden.

6.

Noch mufs ich eines Zweiges der Literatur erwähnen, der zwar entweder nur Hülfsmittel zu den bisher genannten Wissenschaften darreicht, oder als ein Theil schon darunter begriffen ist; — der doch aber auch, von denselben abgesondert, den Fleifs eines Gelehrten beschäftigen kann, und, in diesem Falle, dem Geiste desselben eine besondere Art der Bildung, und, bey der Erwerbung dieser Kenntnisse, eigenthümliche Vergnügungen gibt: — ich meine der Philologie, oder des Studiums der alten Sprachen und der damit verbundenen Alterthumskunde.

Was die Sprachen betrifft: so sind sie eigentlich nur die Wege, auf welchen die Wissenschaft, oder die Geschichte alter Zeiten, oder

entfernter Völker, zu uns gelangt. Die Alterthumskunde hingegen, sie bestehe nun in Kenntnifs der Schriftsteller, oder in Kenntnifs der Sitten und Verfassungen, oder endlich in Kenntnifs der Kunstwerke des Alterthums, enthält selbst entweder Geschichte oder Wissenschaft. Indessen lassen sich auch selbst die Sprachen, besonders die todten und alten, so wenig ohne die auf die Nationen, welche sie redeten, sich beziehenden Sachkenntnisse erlernen; und die Untersuchung der Alterthümer ist hinwiederum mit Sprachforschungen so unzertrennlich verbunden, dafs, aus beyden zusammengenommen, ein eigenes System von Kenntnissen erwächst, welches das philologische heifst, und zu beyden ein gemeinschaftliches Talent erfordert wird, welches man das kritische nennen könnte.

So trocken und freudenleer das blofse Sprachstudium zu seyn scheint, und so viel es von jeher beygetragen hat, die Wissenschaften der jugendlichen Lebhaftigkeit unangenehm zu machen: so ist es doch sicher, dafs, wenn die

ersten Schwierigkeiten überwunden sind, und der Verstand sich damit zu beschäftigen anfängt, es schon dadurch etwas Anziehendes bekömmt, dafs es uns die menschlichen Ideen, unter einer Mannichfaltigkeit von Formen, darstellt, und zum Theil unter kürzern, anmuthigern, ausdrucksvollern Formen, als es die unserer Muttersprache sind.

Ueberdies, so wie die Schwierigkeit und Verwickelung, die der Anfänger in den geometrischen Beweisen und in der algebraischen Rechnungsart findet, ihm, wenn er in beyden weiter gekommen ist, desto mehr Vergnügen zubereitet; weil er dann jene Schwierigkeiten überwunden, und diese Verwickelungen aufgelöst sieht: so gibt auch die Erlernung der alten Sprachen und die Erklärung der alten Schriftsteller — die oft nur durch eine Art von Dechiffrirkunst möglich ist — dem Humanisten in einem vorzüglichen Grade diejenige Geisteslust, welche in der Auffindung verborgener, oder in der allmähligen Aufhellung dunkler Gegenstände,

besteht. — Daher kommt es vielleicht auch, dafs wir den Inhalt und den Geist dieser Schriften, die Gedanken selbst sowohl, als die Kunst des Vortrags in ihnen, etwas über ihren wahren Werth zu schätzen geneigt sind. Wahrheiten, die uns in den Werken unserer Zeitgenossen und unserer Landsleute gleichgültig lassen, weil sie uns zu geläufig geworden sind, und wir sie zu leicht übersehen, erregen bey uns Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn wir sie bey einem Griechen und Römer, bekleidet mit einem uns so fremden Ausdrucke, wieder finden, dafs eine neue Anstrengung nöthig ist, ihren Sinn oder ihre Gründe einzusehen. Aber eben dieser Umstand, ob er gleich zu Vorurtheilen, und einer falschen Schätzung des Alten und Ausländischen verleiten kann, weiset doch auf einen reellen Nutzen hin, der sich aus dem Sprachstudium ziehen läfst. Eben diese, durch die Dunkelheiten des Ausdrucks, geschärfte Aufmerksamkeit auf die Sachen, vermehrt den Eindruck des Wahren und Schönen, wenn man endlich solches in den Werken der

Alten findet. Man denkt tiefer über das erstere nach, man empfindet das letztere inniger, wenn es Zeit und Mühe gekostet hat, es zu entdecken.

Das flüchtige Lesen, welches den Nutzen der vaterländischen Literatur bey so vielen, besonders jungen Studirenden, vermindert, ist bey den alten Schriftstellern unmöglich. Man mufs es entweder aufgeben, sie zu verstehen, oder man mufs sie langsam und mit angestrengter Aufmerksamkeit lesen. Dann aber erst kann ein Werk des Geistes seine Bestimmung, sie sey Unterricht, oder Beschäftigung der Einbildungskraft, oder Rührung des Herzens, erfüllen, wenn der Geist des Lesers ihm nicht nur sich, leer von fremden Ideen, ganz überläfst, sondern auch durch freywillige Aufmerksamkeit, so zu sagen, entgegenkommt. Was Wunder also, dafs jene, dem Scheine nach, so leichte und so angenehme Lectüre dem blofsen Liebhaber in Kurzem lange Weile macht, und diese schwere, arbeitsvolle, dem Philologen Unterhaltung auf seine Lebenszeit gewährt.

Wenn das Reisen etwas Angenehmes und Lehrreiches ist, so ist es das philologische Studium auch. Der Reisende sucht fremde Völker kennen zu lernen, indem er sich unter sie begibt, und ihr Land und ihre Sitten sieht: der Sprachgelehrte versetzt sich nicht nur unter entfernte, sondern auch unter längst ausgestorbene Nationen, indem er ihre Sprachen erforscht und ihre Schriften liest. Und gewifs ist die Bekanntschaft oft viel genauer, welche der letztere, als die, welche der erstere mit dem ausländischen und entfernten Volke stiftet. Tief ist der Geist jeder Nation in ihre Sprache verwebt: und es ist nicht möglich, diese gründlich studirt zu haben, ohne in jenen eingedrungen zu seyn. Zwar mufs der, welcher die Menschen blos durch die Lesung ihrer Geisteswerke kennen lernen will, seine Einbildungskraft und sein Nachdenken anstrengen, um sich unter sie, nach Zeit und Orte, zu versetzen, und um aus den einzelnen Zügen, die sie ihm von ihrer Gestalt angeben, ein vollständiges Bild zusammenzusetzen. Der hingegen, welcher als gegen-

wärtiger Zuschauer mitten unter ihnen lebt, darf nur seine Sinne sich belehren lassen. Aber der angenehme Eindruck, der aus der Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Gegenstände, — und das Lehrreiche, das aus den anzustellenden Vergleichungen unter ihnen entsteht, ist doch beyden, dem Reisenden, welcher mehrere Länder besucht, und dem Gelehrten, welcher sich die Sprache und Literatur mehrerer Völker zu eigen macht, gemein. Und oft zeigt der Anblick und die Gegenwart dem erstern nur die äufsere Gestalt der Menschen und das Uebliche in ihren Sitten, indefs Wort und Schrift dem letztern, trotz seiner Entfernung, das Geistige und Moralische einer Nation aufdeckt. Jener mufs sich mit dem Umgange derjenigen Personen im Auslande begnügen, zu welchen ihm der Zufall und seine Lage Zutritt verschafft. Dieser kann sich seine Gesellschafter und Lehrer unter dem fremden Volke auswählen, und mit dessen ersten Männern eine Vertraulichkeit stiften.

Ich schliefse mit einigen allgemeinen Betrachtungen, welche die Wissenschaften überhaupt, nicht einen Zweig derselben insbesondere, betreffen. Das gröfste Vergnügen des gesitteten Menschen wird ihm durch den gesellschaftlichen Umgang verschafft, oder wird doch von ihm im gesellschaftlichen Umgange genossen. Das gröfste oder das reellste Gut, welches Stand und Reichthum, diese allgemeinen Gegenstände der menschlichen Begierden, ihrem Besitzer gewähren, ist, dafs sie es ihm eher möglich machen, sich seinen Umgang unter den vorzüglichsten, oder am vorzüglichsten scheinenden, Menschen zu suchen, und mit solchen zu leben. Was thun nun die Wissenschaften, wenn sie auf die rechte Art getrieben werden? — Sie führen uns in die Bekanntschaft der gröfsten, oder doch der verständigsten, Männer aller Jahrhunderte und aller Nationen ein. Wenn auch der grofse Schriftsteller, den ich lese, nicht ganz in seinem Buche darstellen konnte, was er als Mensch war: so legte er doch gewifs in dasselbe seine reifsten, am besten durch-

dachten, am vollkommensten ausgedrückten Ideen nieder. So sprach er, kann ich sicher annehmen, mit seinen Freunden, wenn er am heitersten und liebenswürdigsten war. — Auch die Sinnesart, die Empfindungen, der sittliche Character eines Verfassers, sind nicht ganz in seinen Schriften unkenntlich. Man kann freylich schöne Sittensprüche vorbringen, die man nicht befolgt, und viel vernünftiger schreiben, als man handelt. Aber bey einem längern Werke, und besonders bey dem Werke eines Mannes von Genie, das heifst, von feurigem Geiste und selbstdenkendem Verstande, — der nicht Worte, sondern Sachen schreibt, nicht fremde, auswendig gelernte Ideen, mit künstlichen Wendungen wiederholt, sondern eigene, aus Drange des Herzens, oder in der Fülle seiner Ueberzeugung, mittheilt: — bey einem solchen Werke ist es unmöglich, dafs nicht auch der Character, die Sitten, die Neigungen des Herzens, ihre Farbe demselben mittheilen, und den Verfasser auch als Menschen seinem Leser kenntlich machen sollten. Die besten

Schriften tragen am stärksten das Gepräge der Nation, des Jahrhunderts und der Person, von welcher sie herstammen. Diese Gepräge zu erkennen, sich in die Lage des Schriftstellers, den man liest, oder in die, welche er schildert, zu versetzen; dazu gehört, wie ich schon angezeigt habe, ein eigenes Talent, — die Gabe, seine Imagination, wenn ich so sagen darf, durch seinen Verstand in's Feuer zu setzen; allgemeine Begriffe in Anschauungen zu verwandeln, aus dem Theile das Ganze zu errathen, — und besonders in den Reden eines Andern nicht blos seine Ideen, sondern auch seine Denkungsart aufzufassen. Aber dieses Talent ist auch die Eigenschaft, die von jedem guten Leser gefordert wird. Es ist eine Bedingung, ohne welche man kein wahrer Gelehrter werden, und also auch das Vergnügen an den Wissenschaften nicht schmecken kann. Wer nun aber mit diesem Talente versehen, zugleich einige Hauptsprachen der alten und neuen Welt besitzt: welche Glückseligkeit ist es für diesen nicht, bald unter den besten und weisesten

Männern Roms und Griechenlunds umherzuwandeln, — sie ihre Beobachtungen und Empfindungen, auf die ihren Sprachen eigenthümliche Art, ausdrücken zu hören, und die Welt gleichsam so zu sehen, wie sie sich zu ihrer Zeit in ihrem Geiste abspiegelte; bald wieder zu seinen Zeitgenossen zurückzukehren, und von den Gelehrtesten, den Tiefdenkendsten, den Witzigsten aus allen den Völkern, die der lehrbegierige Reisende mit Beschwerde aufsucht, sich in der Ruhe seines Studierzimmers unterhalten, ergötzen und belehren zu lassen! Welcher Mensch ist in einer so glücklichen Lage, dafs ihm der persönliche Umgang mit vielen, an Geist, Character und Einsichten ausgezeichneten, Personen zu Theile wird? Wie vieler schaaler, langweiliger, geistloser Menschen Umgang und Geschwätz müssen nicht selbst diejenigeu Personen ertragen, welche in den gröfsten und glänzendsten Gesellschaftskreisen leben, und die am meisten die Macht in Händen haben, sich ihren Umgang selbst zu wählen? Der wahre Gelehrte, wenn er

auch von der Welt entfernt lebt — wie er in Deutschland, vielleicht zu seinem Besten, lange Zeit gelebt hat — ist in seiner einsamen Zelle mit den edelsten, angenehmsten, geistreichsten Gesellschaften aller Zeitalter umgeben. Sie theilen ihm ohne Rückhalt alle ihre Ideen mit: er bereichert und verschönert dadurch die seinigen. Und wenn er nun durch den Geist der grofsen Schriftsteller zugleich genährt und angeflammt, die Feder zur Hand nimmt, und selbst auftritt, seine Zeitgenossen oder die Nachwelt zu belehren, — wenn er dann etwas hervorbringt, welches dem Ideale von Vollkommenheit, in Gedanken und Schreibart, nahe kommt, das jene Muster in seinem Geiste zurückgelassen haben: dann geniefst er der höchsten Freuden, deren der Mensch, als verständiges Wesen, fähig ist — der Freude, das Schöne zugleich zu fühlen und hervorzubringen — selbst lebhaft unterhalten zu werden, und am Vergnügen und Nutzen Anderer zu arbeiten, — sich zugleich an seiner eigenen Vollkommenheit, an der Anmuth, der Erhabenheit und dem innern Werthe

der Gegenstände, — und an der von ihrer Bearbeitung zu hoffenden Wirkung, auf das Wohl seiner Nebenmenschen, zu ergötzen.

Man vergleiche die Vergnügungen dieses Mannes mit den Vergnügungen der Personen, die in dem Besitze der höchsten, äufseren Glücksgüter sind, der Fürsten und derer, die sie an ihren Höfen versammeln. Diese erwarten ihr Vergnügen, so wie jener, vornehmlich aus zwey Quellen, — von Gegenständen, die ihre Neubegierde befriedigen und ihnen Zeitvertreibe verschaffen, und von Gelegenheiten, wobey sie ihre Fähigkeiten äufsern und Andern sehen lassen können. Aus diesen beyden Triebfedern — dem Triebe, von Andern auf eine angenehme Art beschäftigt zu werden, und dem, auf eine leichte Art selbst thätig zu seyn — entsteht grofsen Theils die Begierde, welche den Menschen in die Gesellschaft treibt, und das Vergnügen, welches ihn darin Befriedigung finden läfst. — Aber mit welchen ganz leeren und nichtsbedeutenden Gegenständen mufs nicht

oft der Mann, der nur seinem Vergnügen nachgeht, der Günstling des Glücks, oder des Hofes, bey allem dem Schimmer, der seine Sinne blendet, seinen Geist befriedigen lassen! Welches ewige Einerley von immer wiederholten Gemeinwörtern füllt sein Ohr und läfst sein Herz leer! Ist er begierig, sich unterhalten zu lassen? — Er erfährt oft in langer Zeit nichts, was ihm im Mindesten wichtig wäre, oder eine wirkliche Theilnehmung bey ihm erregte. Immer von Menschen umgeben, die den Schein haben, ihn unterhalten zu wollen, hört er doch vielleicht in ganzen Tagen nicht einen einzigen Gedanken, der ihn durch seine Wahrheit, oder durch seinen Witz, aufmerksam machte, — nicht eine Betrachtung, die ihm einleuchtete oder ihn belehrte. — Ist er begierig, Andere zu unterhalten? — Er findet selten Zuhörer, die geneigt wären, ihm dazu Gelegenheit zu geben, — noch seltener Gesellschafter, die, seinen Geist in's Spiel zu bringen, seine Kenntnisse oder seinen Witz hervorzulocken wüfsten. Wenn manche, wirk-

lich geistreiche Männer sich in diesem Gewirre von Zerstreuungen und Eitelkeiten doch noch wohl zu befinden scheinen: so ist es entweder die Gewohnheit, welche ihnen dasselbe erträglich macht, oder, wenn sie zugleich eitle Menschen sind, ist es der Schein der Glückseligkeit, mit welchem sie den entferntesten Zuschauer täuschen.

Hingegen hat der mit Glück arbeitende Gelehrte, — der mit den Wissenschaften emsig beschäftigte Kenner und Anbauer derselben, das Wesen der Glückseligkeit, ohne ihren Schimmer. Er kann unter seinen Büchern unmöglich ohne Belehrung bleiben, wenn er Belehrung sucht. Und wenn er Andere belehren will, so hat er seine ganze Nation und die Nachwelt zu Zuhörern, so bald er sich fähig genug fühlt, seine Einsichten öffentlich vor beyden in Schriften darzulegen.

Allerdings hat auch diese Rose ihre Dornen. Die Wissenschaften haben ihre dürren und unfruchtbaren Gegenden, die man demohnerachtet

auf dem Wege zur Erkenntnifs nicht umgehen kann. Ehe der Verstand arbeiten kann, mufs erst das Gedächtnifs angefüllt, und der nöthige Vorrath von Materialien mit Mühe herbeygeschafft werden. Ehe ich mit den Schriftstellern mehrerer Nationen meinen Geist nähre, mufs ich erst ihre Sprache lernen. — Nicht alle Kenntnisse, aus denen ich die mir unentbehrlichen Kenntnisse schöpfe, sind Männer von Genie, die mich zugleich zu fesseln und zu ergötzen wüfsten. Auch der Gelehrte, auch der Weise ist, bis auf einen gewissen Grad, den Gesetzen der Mode und des Vorurtheils unterworfen. Er mufs manche des Wissens unwürdige Dinge lernen, um nicht unwissend zu scheinen, und durch Blöfsen, die er in Kleinigkeiten gibt, den Credit, dessen er zur Beförderung des Guten in wichtigen Sachen nöthig hat, zu vermindern. Sobald Gelehrsamkeit Stand und Beruf eines Menschen wird: so ist dieser auch verbunden, manche Theile der Wissenschaften durchzustudiren, blos, um zu wissen, dafs hinter denselben nichts verborgen

sey; — manche Schriftsteller durchzulesen, um nur überzeugt zu seyn, dafs sie nicht unterrichten. Auch ist die Ruhe des Körpers, die bey dem Gelehrten mit der Thätigkeit des Geistes verbunden zu seyn pflegt, weder der Gesundheit des ersten, noch der Lebhaftigkeit des andern zuträglich. — Allerdings hat das geschäftige Leben und der Umgang, als Mittel der Geistesbildung, oder als Quelle des Vergnügens betrachtet, dieses vor dem Studieren voraus, dafs in ihm Verstand und Sinnen, Seele und Körper zugleich beschäftigt werden. Die Lebhaftigkeit des Geistes mufs von Natur gröfser seyn, wenn sie bey einer ganz sitzenden Lebensart ungeschwächt ausdanern soll. Das Feuer des Genies mufs dem, zum gröfsten Schriftsteller geborenen, Menschen in zwiefachem Mafse mitgetheilt seyn, weil es durch Stille und Einsamkeit, in welcher gewöhnliche Geisteskräfte erschlaffen, nicht soll gedämpft werden können. — Aber so ist es. Jedes Vergnügen, jede Art der Glückseligkeit erfordert gewisse Eigenschaften der Natur, ausgebildet durch Fleifs, und in

ihrer Anwendung regiert durch Tugend. Das gröfsere Vergnügen setzt auch gröfsere und seltnere Eigenschaften voraus. Dank sey es der Vorsehung, dafs wenige Menschen darauf eingeschränkt sind, nur auf eine einzige Art glücklich zu seyn. Die meisten sollen und können das geschäftige Leben, die Staatsämter, den Ackerbau, oder den Handel, mit den Wissenschaften verbinden. Wer indefs den Kern der letzteren auch nur zuweilen und in einigem Grade genossen hat, wird mit mir darin übereinstimmen, dafs zu der Glückseligkeit, die dem menschlichen Geschlechte auf Erden zu Theil geworden ist, die Dichtkunst, die Philosophie, und die Gelehrsamkeit überhaupt, einen sehr beträchtlichen Beytrag liefern.

Stattliche Bibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Garve, Christian,

Christian Garve's Schriften im Auszuge

Heilbronn 1827
Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1194(7#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413939-4